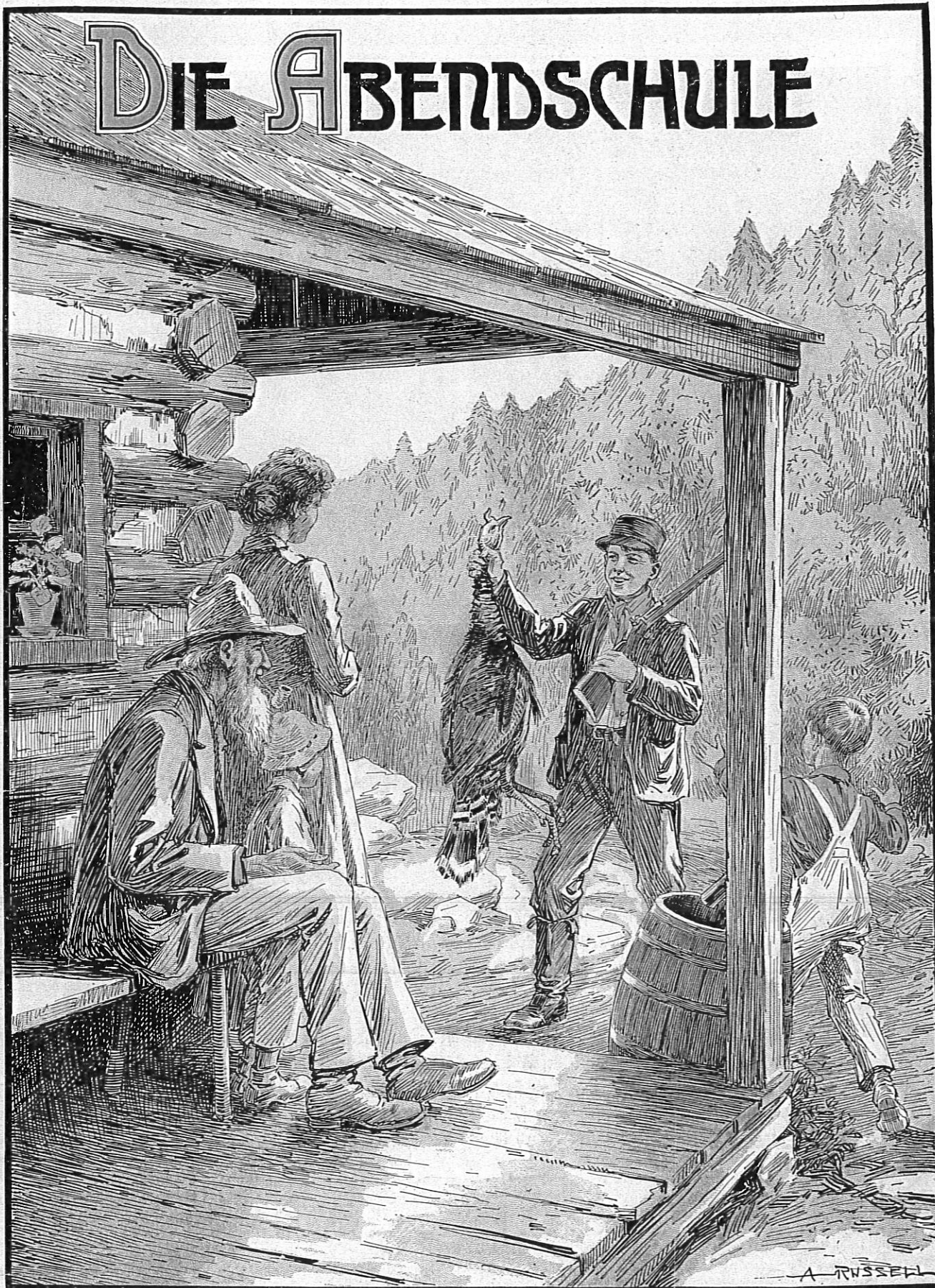


DIE ABENDSCHULE





COPYRIGHT 1917 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

Wenn wir die kostbaren alten Spitzen und Handarbeiten hervorholen, die wir nicht nur ihrer selbst wegen, sondern auch als alte Erinnerungen hochschätzen, und daran gehen, sie für eine besondere Gelegenheit aufzufrischen, dann ist es, daß wir beweisen, wie viel wir von Ivory-Seife halten.

Willig und zuversichtlich werden die kostbaren Erbstücke ihrem perlenden Schaume anvertraut. Niemals kommt der Gedanke einer möglichen Beschädigung selbst des allerzartesten Stoffes. Ivorys Gebraucher wissen aus jahrelanger Erfahrung, daß sie Kraft und Leben der feinsten Fäden nicht im mindesten angreifen kann. Sie verlassen sich darauf, daß sie diese leicht zerstörten Stücke so gelinde reinigt, wie sie die Haut des Säuglings badet, und Ivory täuscht niemals ihr Vertrauen.

Ivory-Seife . . .  . . . 99 $\frac{44}{100}$ % rein.
IT FLOATS

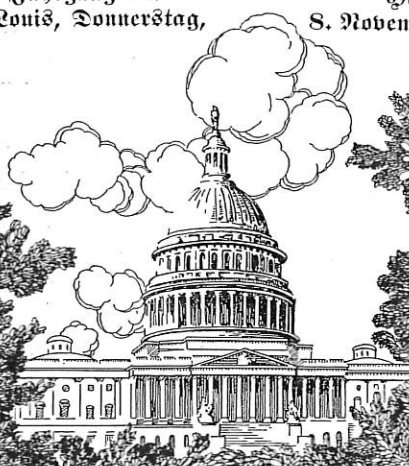
Fabriken in Ivorydale, Ohio; Fort Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.





Jahrgang 64.
St. Louis, Donnerstag,

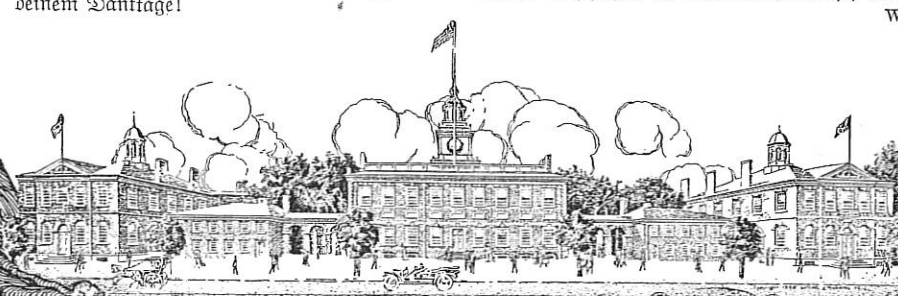
Seit 8.
8. November 1917.



Danktag und Reformation.

Auf das seltene, von der gesamten heutigen Christenheit freudig gefeierte Fest des 400jährigen Reformations-Jubiläums folgt in unserem geliebten Lande als allgemeine Nationalfeier der Danktagungstag. Das nahe Zusammentreffen beider sollte in recht vielen Landeskindern einen besonders erkenntnisvollen Dank auswirken. Denn gerade Luther ist es, dem unser Land nächst Gott sein Dasein und seinen Bestand verdankt! Wohl hat Columbus durch seine Entdeckung Amerikas sich unsterblichen Ruhm erworben, wohl hat ein Washington in allen Ehren den Namen „Vater des Landes“, ein Lincoln den Titel „Retter des Landes“ verdient, und wohl haben zahlreiche Patrioten zu allen Zeiten, von der Verfassungs- und Kolonialzeit an bis auf diesen Tag der Spätgeborenen, zum Wohle des Landes opferfreudigen Dienst geleistet, — aber den Grund für alle ihre wertvollen Arbeiten hat der Reformator Luther gelegt. Christ und Unchrist weiß es heute, daß der Heiland auf die verführende Frage der Pharisäer, ob man der Obrigkeit in allen bürgerlichen Dingen gehorchen müsse, nicht etwa antwortete: „Gebt dem Kaiser auch, was Gottes ist!“ Alle Welt weiß heute, daß Gott ein Reich auf Erden hat, das er allein für sich behalten will, seine Kirche, von der er sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wie sah es aber vor Luther in allen Ländern aus? Was galt da die Obrigkeit? „Gebet dem Papste, was des Kaisers und was Gottes ist!“ lautete Roms Machtwort! Beide Gewalten, die weltliche wie die kirchliche, waren in einer Hand vereinigt: der Papst setzte Könige und Fürsten ein und ab, wie ihm beliebte; ihm war alles untertan, alles mußte ihm gehorchen. Erst Luther war es, der beide Reiche, den Staat und die Kirche, nach der Schrift wieder streng schied, und keinem Lande ist diese Segnung in so hohem Maße zu gute gekommen wie dem unsrigen: hier ist ein Freistaat erblüht, dessen Verfassung Bürgerrechte zusichert wie kaum eine andere, und in keinem Lande der Erde durfte zugleich die Kirche der Reformation so gütlich wachsen, erblühen, sich ausdehnen wie hier. Sind wir dafür Dank schuldig? „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!“ O, daß unser Volk, das so viel sich selber und Gott so wenig dankt, den rechten Weg beehelte, in Staat und Kirche, zu Gottes Füßen! Aber wie sind wir in den eigenen Augen als Volk so groß, stolz, selbstbewußt geworden! In allen Tonarten besingen die Tagesblätter unsere Kriegsrüstungen, Erfindungen und Hilfsquellen. Der Waffen ungewohnt, treten wir im Handumdrehen ein unter die militärischen Großmächte, und der feurig-schwarze Chor der Essen und Schöte raunt ununterbrochen ein Lied von Schwertgeklirr und Mörserschlag. Viel Prahlens und wenig Dankens, viel Drohens und wenig Demut gibt sich kund, die Wahrheit wird „redigiert“, und die Reichen werden reicher, die Armen ärmer, der Reiche blüht. Von Gabsucht erfüllt und von eigenem Glanze geblendet, ist Amerikas Volk auf dem Abwege, den großen himmlischen Vater und Verater, Wirt und Geber, Retter und Heiland zu vergessen. Aber gottlob, noch glänzt an der Wetterwand der Völker Gottes Regenbogen! Ihnen allen, sonderlich unserem Amerika hat Gott durch seinen Knecht Luther unsäglich viel zu gut getan! Vergiß es nicht, o Volk Amerikas, wie innig die Reformation in Verbindung steht mit deiner Geschichte, in Staat und Kirche, und mit deinem Danktage!

W.





Aus der Zeit für die Zeit.



Die diesjährige Ernte.

Im zweiten Kriegsjahre war die Weizenernte im Auslande wie in unserem Lande sehr gut, dagegen blieb sie im dritten in aller Welt und auch hier weit unter dem Durchschnitt. Im jetzigen vierten Jahre des Kriegs ist die Ernte an Brodstoffen in der ganzen Welt außerhalb der Vereinigten Staaten stark verringert, hier aber nicht; hier ist nur die Weizenernte weit hinter einem Durchschnitt zurückgeblieben. Nur zweimal im letzten Jahrzehnt ist unsere Weizenernte geringer gewesen als dies Jahr. Unter Einrechnung der aus dem letzten Erntejahre ins neue übernommenen kleinen Vorräte ergibt sich ein Bestand von ungefähr 660,000,000 Bushels. In normalen Zeiten verbraucht Amerika selber nicht ganz 600,000,000 Bushels; für die Ausfuhr blieben sonach nur etwa 60,000,000, bei weiser Einschränkung vielleicht 80,000,000 Bushels. Das wird die Bedürfnisse der Alliierten nicht annähernd decken. Aber dieser geringen Ernte an Weizen stehen riesige Erträge an andern Brodstoffen und Getreidearten gegenüber: Mais, Hafer und Roggen haben eine Rekorderte ergeben; auch die Kartoffelernte ist reichesegnet und übertrifft die größte bisherige, die des Jahres 1912, noch um 32,000 Bushels; Bohnen, Kohl, Zwiebeln, Gerste und Reis weisen auch gute Zunahmen auf. Die Gesamternte an Körnerfrüchten (Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Hafer) beläuft sich in diesem Jahre auf 5,708,800,000 Bushels, ein Ertrag, der in der Geschichte des Landes nur einmal (1915), als sich die Gesamternte an Körnerfrüchten auf 5,825,300,000 Bushels belief, übertroffen wurde. Hiernach hat unser Land gewiß hohe Ursache, dem Geber aller guten Gaben innigen Dank darzubringen. Diese Vorräte lehren zugleich, daß Amerika große Mengen Getreides verkaufen und gleichzeitig seine Viehbestände gut vermehren kann. Ist Amerika aber jetzt, zu Kriegszeiten, für viele Völker wieder zur Kornkammer geworden, so hat ihm doch wahrlich niemals der Rat weiser Sparsamkeit und bußfertiger Demut mehr gegolten als heute.

Ackerbau und Arbeiter.

Schon vor Ausbruch des Krieges bestand in unserem Lande ein empfindlicher Mangel an Feldarbeitern, und es wurde häufig darüber geklagt. Der Weltkrieg zog sodann weitere Tausende von Arbeitskräften in die Städte; er gab vielen Industrien einen gewaltigen Ansporn und lockte zahlreiche starke Arme vom Felde hinweg in die Fabriken, wo sie ungleich höhere Löhne verdieneten. Dann trat Amerika selbst in den Weltkrieg ein, stellte ein Millionenheer auf und entzog infolge der allgemeinen Wehrpflicht auch den Farmen viel kräftigen Nachwuchs. So ist die Arbeiterfrage für die Landwirtschaft ein Problem geworden, dessen Lösung keine Kleinigkeit ist. Denn der Farmer muß heute den Feldarbeitern Löhne bezahlen, wie man sie nie für möglich gehalten hätte, und oft kann er für das Drei- und Vierfache des früher bezahlten Lohnes keine Hilfe erhalten. Zumal in den Neuengland-Staaten macht sich der Mangel an Feldarbeitern fühlbar. Dort können alle jungen Kräfte auf Schiffswerften, in Munitionsfabriken oder andern Kriegsindustrien jederzeit doppelt so hohen Lohn verdienen, als ihn der Farmer bezahlen kann, und haben außerdem meist kürzere Arbeitsstunden. Die Heuernte wurde daher z. B. in Maine erst volle zwei Monate später als gewöhnlich eingebracht. In manchen Bezirken war es ganz unmöglich, Arbeitskräfte zu erlangen, und das Heu mußte auf dem Felde stehen bleiben. Milchvieh wurde in beträchtlicher Zahl als Schlachtvieh verkauft, selbst viele Gespanne wurden, um sie nicht müßig stehen zu haben, an Fabriken ausgeliehen. Zwar erhielten die Farmer dafür hohe Bezahlung, wohl ist ja auch der Weizenpreis von \$1 auf \$2.20 den Bushel festgesetzt worden, aber die Farmer, die für Arbeitshilfe unerschwingliche Preise bezahlen müssen, verdienen dabei mit nichts. Diese Verhältnisse sind entschieden ungesund, besonders in der jetzigen Zeit, wo es sich nicht nur um die Versorgung unseres eigenen Landes, sondern auch eines großen Teiles von Europa mit Brodstoffen und andern Nahrungsmitteln handelt. Der Landesverteidigungsrat (Council of National Defense) befaßt sich daher aufs neue mit der Frage der Beschaffung von notwendigen landwirtschaftlichen Arbeitskräften im nächsten Jahre und tritt mit dem Vorschlag hervor, in jedem Staate der Union ein Übungslager für Knaben einzurichten, in dem die größeren Jungen aus der Stadt

für die Verrichtung landwirtschaftlicher Arbeiten ausgebildet werden sollen. Wir dürfen nicht vergessen, daß in der jetzigen schweren Zeit der Mann hinter dem Pfluge genau so unentbehrlich ist wie der Mann an der Front.

Von den Kriegsschauplätzen.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 2, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Nachdem die deutschen Ostheere Riga und Jakobstadt erobert hatten, erschien die deutsche Hochseeflotte vor dem Rigaer Meerbusen. Minen, Tauch- und Torpedoboote hielten die Einfahrt zur Ostsee gegen die englische Flotte geschützt. In rascher Folge wurden die stark besetzten Inseln des Meerbusens, Osel, Mond und Dagö, genommen, über 10,000 Gefangene und große Vorräte wurden erbeutet, aber die russische Flotte, im Mond-Sunde gestellt, entschlüpfte nach Kronstadt, nachdem im Kampfe ihr Schlachtschiff „Glabo“ untergegangen war. Aus der Festung Reval, aus Kronstadt und Petersburg begann der Auszug in Erwartung eines deutschen Flottenangriffs. An der ganzen Kampffront zu Lande ruhen die Waffen, denn Rußland hat im Innern alle Hände voll Arbeit. Die Deutschen konnten sogar verschiedene Divisionen formnehmen und den Oesterreichern gegen Italien zu Hilfe senden. Dort erschienen Mackensen und Below auf dem Plane. Kaiser Karl selbst führte seine Truppen zum Vorstoß. Wie mit elementarer Gewalt wurden die Italiener aus den eroberten Gebietsteilen über den Ssonzo zurückgeworfen, das Vainjizza-Plateau, die Stadt Görz wurden von den Siegern wieder genommen, die Zahl ihrer Gefangenen schwoll von 30,000 auf 60,000 und dann auf über 100,000, die Beute an Kanonen von 300 auf 500 und schließlich auf über 700, die italienische Stadt Cividale und die Operationsbasis Udine fielen den Siegern in die Hände, denen nun die große Ebene Norditaliens offen steht. Das ist ein furchtbarer Schlag! Aber an der Westfront hatten die Deutschen einen schweren Stand gegen die vordringenden Engländer und Franzosen. Jene wollen 2,000, diese sogar 12,000 Gefangene bei der Einnahme verschiedener Dörfer vor Laon und Soissons und 150 Geschütze erbeutet haben, aber die Deutschen hielten im allgemeinen ihre Front und melben auch Gefangene sowie schwere blutige Verluste des Feindes. Dort sind in den letzten Oktobertagen nun auch die Amerikaner in die Schützengräben eingerückt, ein „irischer Rotkopf“ feuerte die erste Granate, deren Hülsen dem Präsidenten Wilson zugesandt wurde. Deutsche Tauchboote versenkten zwei britische Hilfskreuzer, und zwei deutsche Seejäger bereiteten an der Küste von Norwegen einer Flottille von zwei britischen Zerstörern und neun Handelschiffen ein Wellengrab. Frankreich und Italiens Kabinette erlebten Umbildung, der deutsche Kanzler Michaelis trat zurück und wurde preussischer Ministerpräsident, Graf Georg v. Hertling, bayerischer Ministerpräsident, wurde Reichskanzler, und Brasilien erklärte den Kriegszustand an Deutschland. „Kommt und holt es Euch!“ sagte der deutsche Kaiser den Franzosen, die immer mehr die Herausgabe Elsaß-Lothringens zur Friedensbedingung machen. Die Mannschafstärke der Flotten nicht eingerechnet, befinden sich jetzt nach Washingtoner Angabe mindestens 38,000,000 Mann unter Waffen, 27,500,000 auf seiten der Alliierten, 10,600,000 auf seiten der Mittelmächte.

Neue Regeln für die Aushebung.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 2, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Der Präsident hat die neuen Aushebungsbestimmungen des Provostmarshalls General Crowder gutgeheißen, um die Auswahl der noch übrigen registrierten jungen Männer, etwa 7,000,000, für das Nationalheer zu beschleunigen. Der neue Plan zielt darauf hin, jeden noch nicht eingemusterten Mann sofort zu klassifizieren und ihm seinen Platz in der Aufrufliste anzudeuten, wie auch zugleich die Einberufung solcher Leute, die in der Kriegsindustrie am dringendsten benötigt sind, oder solcher, die Angehörige haben, welche von ihnen versorgt werden, hinauszuschieben. Jedem Registrierten geht daher ein Fragebogen zu, den er auszufüllen der örtlichen Musterungsbehörde zugustellen hat. Nach Prüfung der gemachten Angaben wird jeder Registrierte einer von fünf Klassen zugewiesen; ist er mit dieser Zuteilung nicht zufrieden, steht ihm Berufung an die

Distriktsbehörde offen. Zu Klasse 1, die zunächst einberufen werden soll, gehören alle Tauglichen, gegen deren Einziehung nichts vorliegt, die keine abhängigen Angehörigen haben. Klasse 2 umfaßt die Farmarbeiter und minder Tauglichen, sowie diejenigen, die in nötigen Kriegsindustrien beschäftigt sind. In Klasse 3 sind die noch minder Tauglichen, sowie ganz besonders hoch ausgebildete Handwerker und Kriegsindustrielle. Klasse 4 schließt alle Verheirateten ein mit Kindern und abhängigen Familiengliedern. In Klasse 5, die „Discard-Klasse“, kommen alle, die körperlich zum Militärdienst vollständig untauglich oder die in Regierungs- und anderen Diensten unabkömmlich sind. Bei der Heranziehung weiterer Mannschaften zum Heeresdienst (Aushebung) wird zunächst die Klasse 1 erschöpft werden, dann die übrigen der Reihe nach. Wird ein Mann zur körperlichen Untersuchung vorgeladen und dann völlig untauglich befunden, so wird er der Klasse 5 zugeteilt, die wahrscheinlich nie eingezogen wird. Bis die wirkliche Auswahl beginnt, hat jeder Mann Gelegenheit gehabt, sich um Zuteilung zu einer später einzuziehenden Klasse im Berufungsverfahren an seine Distrikts-Aushebungsbehörde zu wenden, und man erwartet, daß alsdann die rasche Einziehung der Leute zum Dienst, je nach Bedarf, wesentlich erleichtert sein wird.

Liebesgaben für die Soldaten.

Gerausgerissen aus dem behaglichen Heim und fern von ihren Angehörigen stehen jetzt viele Tausende unserer jungen Männer in der ersten Aufgabe, ihre ganze Kraft, ihre Gesundheit, ihr Leben für Vaterland und Volk einzusetzen. Das sollten alle, die daheim bleiben im warmen Neste, gebührend würdigen. Sicherlich regt sich in uns allen das Mitgefühl für sie, und wohl jeder ist gern bereit, etwas zu tun, um ihnen ihre schwere Aufgabe erleichtern zu helfen. Wie kann das geschehen? Die Regierung sorgt freilich nach besten Kräften für die „boys“, aber es gibt da immer noch schöne Gelegenheiten zu Liebesbeweisen. Der Soldat bekommt ja seine Dienstpausen während des Tages zur Erholung und Ausspannung von der anstrengenden Arbeit. Diese Stunden sind es, die wir ihm annehmen machen können, so daß er aufatmet und zu neuer Arbeitslust angepornt wird. Eine Pfeife Tabak, eine Zigarre, ein Traktat, ein gutes Buch genügt oft, die erschöpfende Spannkraft des Körpers und Geistes wieder anzufachen. Ein neues Paar trockener, reiner Strümpfe erfrischt den ganzen Menschen; ein Viertelkündchen mit einem guten Büchlein tut oft Wunder in der Herstellung des seelischen Gleichgewichts. Für alle Daheimgebliebenen, groß und klein, alt und jung, bietet sich so tausendfache Gelegenheit, den wackeren jungen Soldaten eine Annehmlichkeit des Lebens für ihre Erholungspausen darzubringen. Sie werden alle kleinen Liebesgaben dankbar hinnehmen, und wie dem Beschenkten, so wird jede Gabe dem Geber Freude machen und das Band zwischen Feld und Heim, Heer und Volk festigen.

Flußverkehr zwischen St. Louis und St. Paul.

Am 20. Oktober wurde die erste Reise einer Schleppflotten, die auf dem Mississippi von hier nach St. Paul mit Kohlen und von dort nach St. Louis mit Eisenerz befrachtet war, glücklich hin und zurück vollendet, und die Eröffnung dieses auf dem Vater der Ströme neuartigen Handelsverkehrs wurde in beiden Städten gefeiert. Mit diesen Schleppflotten, die ganz beträchtliche Frachtladungen aufnehmen, ist der Anfang zur Befriedigung eines vielseitigen Wunsches gemacht, durch die Wiedererweckung der Mississippi-Schiffahrt den Handelsverkehr des mittleren Westens zu heben. Ob der Verkehr später auf den unteren Lauf des Flusses und den mexikanischen Meeresbusen ausgedehnt wird, dürfte wohl nur eine Frage der Zeit sein. Einstweilen darf man mit dem Erreichten sehr zufrieden sein, denn für die beiden Städte St. Louis und St. Paul und ihr Hinterland ist ein regelmäßiger lebhafter Frachtverkehr sehr wertvoll. Sechs große Frachtboote nahen ein starker Schleppdampfer ins Tau und brachte eine wertvolle Ladung Kohlen nach der nördlichen Schwesterstadt, und diese wieder schickte eine nicht minder große und wertvolle Ladung Eisenerz hierher. Die Sache ist also erprobt, und es kommt jetzt nur darauf an, sie im Gange zu erhalten. Dazu werden natürlich noch mehr Schleppdampfer und Frachtfähne nötig sein, und der Bau von solchen ist auch bereits im Werke. Vielleicht bricht die

Kriegszeit den Bann, der über unserem stattlichen Flusse lag und ihn verhiinderte, wieder zu werden, was er einst war: eine Hauptverkehrsader des Landes.

Prohibition in Iowa geschlagen.

In dem seit einem Menschenalter trockenen Staate Iowa wurde ein Prohibitionszusatz zu der Staatsverfassung von den Wählern niedergestimmt. Die „nasse“ Mehrheit war an sich zwar nur gering (etwa 4,000 Stimmen), und der Sieg ist ein nur negativer, weil durch ihn an der bestehenden Staatsgesetzgebung nichts geändert wird, Iowa also vorläufig noch immer (durch Legislaturbeschluß) so trocken bleibt, wie es war; aber trotzdem ist das Ergebnis der Abstimmung bedeutsam. Man wollte den Staat für immer binden, durch einen Verfassungszusatz: da sind denn doch vielen die Augen aufgegangen, und sie haben die Fruchtlosigkeit, wenn nicht Schädlichkeit der Prohibition, die Menschen durchs Gesetz zu völliger Enthaltsamkeit und tugendhaftem Lebenswandel zu zwingen, am Stimmkasten bezeugt. Indem ferner zur sachlichen Beurteilung des Ergebnisses dieser Abstimmung in Betracht zu ziehen ist, daß die Gegner des Zwangs gar keine Organisation hatten, weil der Staat schon seit langen Jahren trocken ist, die Prohibitionisten aber, die den Verfassungszusatz vorschlugen, dafür agitierten und arbeiteten, stark organisiert und mit Mitteln versehen waren und eine sehr rührige Kampagne führten, so beweist diese Abstimmung, daß die Prohibition im Volke an Boden verliert. Die wahre Gesinnung einer viel größeren Volksmehrheit, als die nackten Zahlen andeuten, ist so tatsächlich gegen das Zwangsgesetz zum Ausdruck gekommen.

Schule und Schülerstreiks.

Ein in der Stadt New York von mehr als 15,000 Schulkindern ausgeführter Streik ist ebenso sehr als soziale Erscheinung von Bedeutung wie als Beweis der im öffentlichen Schulwesen bestehenden Uebelstände. In einem von den jungen Streikern veranstalteten Umzuge wurden Banneraufschriften getragen wie diese: „Mehr Zucker, Fleisch und Brot“, „Keine Unterdrückung der Freiheit“, „Wir sind zukünftige Sozialisten“ u. dgl., und ein Plakat, das auf die Hauptursache des verteilten Schulbesuchs hinwies, erhob die Forderung: „Nieder mit dem Garry-System!“ Was ist das Garry-System? Eine Neugestaltung des Schulunterrichts, die zuerst in Gary, Ind., aufkam, dann aber in andern Städten, wie Cincinnati, St. Louis, Kitchburg und Springfield, Mass., weiter ausgedehnt wurde und die durch Körperübungen, Handfertigkeiten, Gesangslehre, Vorträge über Ereignisse der Gegenwart und öffentliche Angelegenheiten die Eintönigkeit der bestehenden Lehrweise zu unterbrechen, das Interesse der Schüler neu zu beleben und ihren Gesichtskreis zu erweitern sucht. Auch muß den Schülern täglich eine Stunde freie Bewegung auf dem Spielplatz gewährt werden. Anstatt daß, wie bisher, die Kinder meistens nur mit einer Lehrerin in Verührung kommen, sieht der Gary-Plan vor, daß der Unterricht in den verschiedenen Fächern von mehreren Lehrern bezw. Lehrerinnen erteilt werden muß. Die Durchführung dieses Programms bedingt jedoch die Ausdehnung der Schulzeit um eine Stunde, und die insolge dessen zu verrichtende Ueberarbeit ist es, welche den Unmut der jungen Rebellen hervorgerufen hat. Der Gary-Plan meint es aber sicherlich gut mit den Kindern und ist an sich keineswegs tadelnswert, wenn gleich nicht alle seine Fächer (z. B. Vorträge über manche Dinge) Billigung verdienen. Der Fehler liegt in der ganzen Kindererziehung des öffentlichen Schulwesens und des Elternhauses! Wie oft ist darüber schon Kritik geführt worden! Die Eltern sind zu laß und lassen den Kindern allzu viel Freiheit, und in den Schulen wird mit ihnen viel zu viel experimentiert; in Haus und Schule behandelt man die Kinder viel zu sehr als fertige Menschen und vergißt, daß sie erst zu braven und tüchtigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, zu Charakteren erzogen werden sollen. Und dazu gibt es nur ein Mittel: das Wort des Lebens! Das schärft die Gewissen, erneuert die Herzen, macht zu allem guten Werk geschickt! Welche Segensarbeit hat doch ein Luther gerade auch für die Schulen und die Jugenderziehung geleistet! Wo kein Katechismus, die kleine Bibel, die Schule und das Haus regiert, da wachsen die rechten Erben- und Himmelsbürger auf. Unser Danktag sollte stets die christliche Schule mit einschließen!

w.



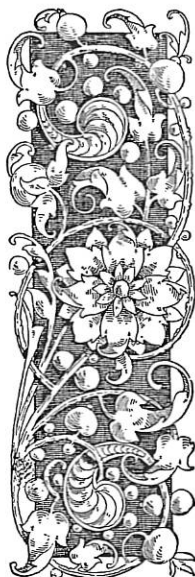
Banket dem Herrn!

Von Paul Kaiser.

Danket dem Herrn! Wer könnte wohl schweigen,
Der es gekostet, wie freundlich er ist?
Selber der Sterne hellglänzender Reigen
Nimmer den Höchsten zu preisen vergißt.
Auf den gesegneten irdischen Fluren
Schauen wir stets des Allgütigen Spuren,
Engel und Menschen, so Erde wie Stern.
Danket dem Herrn!

Menschliche Hände vermochten zu säen,
Gott jedoch gab uns die Ernte zur Saat,
Konnten wohl pflanzen und pflücken und mähen,
Göttlicher Segen krönt menschliche Tat.
Sahst ihr's an Aehren und fruchtbaren Zweigen?
Groß ist ihr Segen, drum tief auch ihr Reigen.
Ernte bringt Freude, doch Dank ist ihr Kern.
Danket dem Herrn!

Brot aus der Erde bringt Gott in Erbarmen,
Köstliche Früchte, gar goldig und weich.
Nahet ihm dankend, ihr sorgenden Armen,
Seht, euer Vater im Himmel ist reich!
Sorgt nicht so viel für den kommenden Morgen,
Vögel und Blumen nicht sammeln noch sorgen,
Haben nicht Scheune, noch Schrank noch Tabern'.
Danket dem Herrn!



Opfert ihm dankend, ihr Herren und Reichen,
Gott legte Sonne und Regen aufs Land,
Kann seine Liebe nicht Herzen erweichen?
Muß uns sein Beispiel nicht öffnen die Hand?
Geht, zu folgen dem göttlichen Willen,
Blöße zu decken und Mangel zu stillen,
Bringet die heiligen Opfer ihm gern.
Danket dem Herrn!

Flechtet die Kränze zu Fest und Frohlocken,
Weil Gott uns Speise und Freude beschert,
Sammelt auch sparsam die übrigen Brocken,
Göttliche Gabe werd' also geehrt!
Kommen auf fette auch magere Jahre,
Schwinden die Kräfte und bleichen die Haare,
Denket des Mangels, der heute noch fern.
Danket dem Herrn!

Einst schickt der Herr seine Engel als Schnitter,
Mähet die Erde, die er sich bestellt,
Manches, das hoch steht, zerschlägt er in Splitter,
Unkraut verbrennt er, und rein wird sein Feld.
Gebet die Häupter, wir werden nicht darben,
Kommt zu den ewigen Scheunen und Garben!
Erden verblühen, es bleibt der Stern.
Danket dem Herrn!

Die Erdnuß — ein Landesseggen.

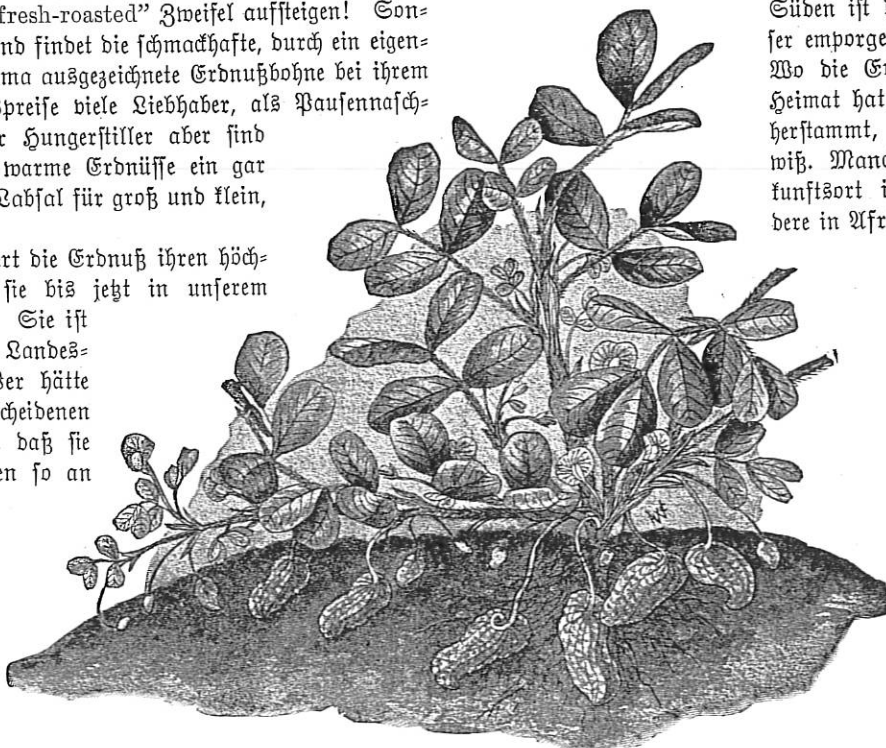
“Fresh-roasted Peanuts — five cents a bag!” Auf dem Eisenbahnzuge, an der belebten Straßenecke der Großstadt, auf der County Fair, auf dem Jahrmarkte, im Zirkus schallt dem Amerikaner dieser Ruf einer meist ganz besonderen Klasse von Kleinverkäufern entgegen. Auch jede Obstbude führt die Erdnuß, und sie findet auch da immer willige Abnehmer, die nicht selten sich angelockt fühlen von einer dampfenden und quiekenden Röstemaschine. Und was schmeckt doch die „Peanut“ so gut, wenn jemand Muße hat oder eine Reise tut, — auch wenn ihm über das „fresh-roasted“ Zweifel aufsteigen! Sonberlich unter der Jugend findet die schmuckhafte, durch ein eigenümlich würziges Aroma ausgezeichnete Erdnußbohne bei ihrem bescheidenen Verkaufspreise viele Liebhaber, als Pausenassortiment und zeitweiliger Hungerstiller aber sind frisch geröstete, noch warme Erdnüsse ein gar nicht zu verachtendes Labsal für groß und klein, zumal im Winter.

Dieses Jahr feiert die Erdnuß ihren höchsten Triumph, den sie bis jetzt in unserem Lande errungen hat. Sie ist sogar ein wahrer Landesseggen geworden. Wer hätte das von der bescheidenen „Peanut“ je gedacht, daß sie in den letzten Jahren so an Wert und Ansehen steigen würde, bis sie heute unter die wichtigsten Feldfrüchte einzureihen ist? Hatte sie doch erst seit den siebziger Jahren größere Verbreitung gefunden und war sie dennoch,

trotzdem sie immer mehr verspeißt wurde, verachtet geblieben, weil man sie gern mit dem Zirkus und den Clowns in Verbindung brachte und daher auch kleine Politiker und kleine Handelsleute oft verächtlich „peanut politicians“ und „peanut merchants“ titulierte. Das ist jetzt anders geworden: die „Peanut“ hat sich einen Platz an der Sonne erkämpft!

„King Cotton“ regiert zwar noch immer im Süden, aber die Erdnuß broht ihm dort jetzt an vielen Orten den Rang abzulaufen, an anderen die Regierung mit ihm zu teilen. Der Süden ist der Anbauboden dieser emporgekommenen Erbsfrucht. Wo die Erdnuß eigentlich ihre Heimat hat, wo sie ursprünglich herkommt, weiß man nicht genau. Manche wollen ihren Herkunftsort in Südamerika, andere in Afrika suchen. Sicher ist,

daß die Erdnuß auf Sklavenschiffen nach dem östlichen Teile von North Carolina verschleppt und dort von den Sklaven gern gegessen wurde. Schon in den amerikanischen Kolonialtagen spielte sie eine Rolle, namentlich als Futter für Schweine und als Speise der „Jungen“ (Sklaven). Die weiße Bevölkerung kümmerte sich wenig um die Frucht. Erst der Krieg zwi-



Eine gut wachsende Erdnußpflanze.

sehen dem Norden und Süden und die dadurch im Süden geschaffene Not lenkte die Aufmerksamkeit der hungernden Soldaten auf diese bescheidene Nuß. Man aß sie, weil man nichts Besseres hatte, fand Geschmack an ihr, und sie wurde nun auch nach dem Kriege, wenigstens noch nicht ein Nahrungsmittel, so doch ein Genußmittel. Die Südlischen fanden, als sie dem blutigen Waffengange entsagten, ihre Felder verwüstet oder doch verwahrloßt, aber unter dem wuchernden Unkraut hatte die unscheinbare Erdnuß sich tapfer am Leben erhalten und bot nun den an Entbehrungen aller Art gewöhnten Leuten einen willkommenen Ersatz für das allerdings nahrhaftere Getreide. Hatte man früher wegwerfend wohl gesagt: „Dies Feld ist nur gut genug, um Erdnüsse darauf zu ziehen,“ so begann man jetzt das Feld gerade für diese dankenswerte Frucht, die man als kleinen Wohltäter ansah, zu benutzen und ihr einen Markt zu erschließen. So wurde der Süden, besonders die Staaten Virginia und North Carolina, das Land, welches von Jahr zu Jahr infolge der immer mehr sich steigenden Nachfrage die Erdnuß stetig mehr anpflanzte, und merkwürdig: dort an der atlantischen Küste, wo sie einst mit den Sklaven landete, ist bis heute ihr bester Anbauboden geblieben und dort ist sie „Königin“ geworden. Wer sähe bis hierher nicht schon ein Stücklein der wunderbaren Weltregierung Gottes an der geringen Erdnußbohne?

Ihr Segensgang ist noch weiter ein wunderbarer. Fast nach dem Bürgerkriege

Jung-Amerika auch im Norden unseres Landes immer mehr Neigung für die knusperige Erdfrucht, so blieben die älteren Leute doch meist spröde — nur die Mütter benutzten häufiger die Erdnuß statt der teureren Mandel im Weihnachts- und anderem Gebäck. Die Staaten Virginia, North Carolina, South Carolina und Georgia pflanzten indes immer größere Felder mit „Peanuts“ an, und die schmachhafte Nuß gewann im Norden stetig mehr Abnehmer. Und nun, im Jahre 1908 fiel die Erdnußernte groß genug aus, daß die Tagespresse besonderen Vermerk davon machte; sie trug damals nämlich \$12,000,000 ein. Das war eine höchst überraschende Kunde für alle, welche bis dahin das „Aschenbrödel“ nicht ernst genommen hatten. Eine angesehene landwirtschaftliche Zeitschrift riet daraufhin jedem Farmer in geeigneter Gegend, wenn er einige Acres übrig habe, „Peanuts“ zu pflanzen. Aber erst im Jahre 1916 erreichte die Erdnußernte in den Vereinigten Staaten einen Wert von nicht weniger als \$56,000,000, und jetzt gar, im Jahre 1917, erreicht sie nach mäßiger Schätzung von Sachverständigen unserer Regierung die Werthöhe von \$75,000,000. Welch ein Aufschwung! Damit kann die Erdnuß

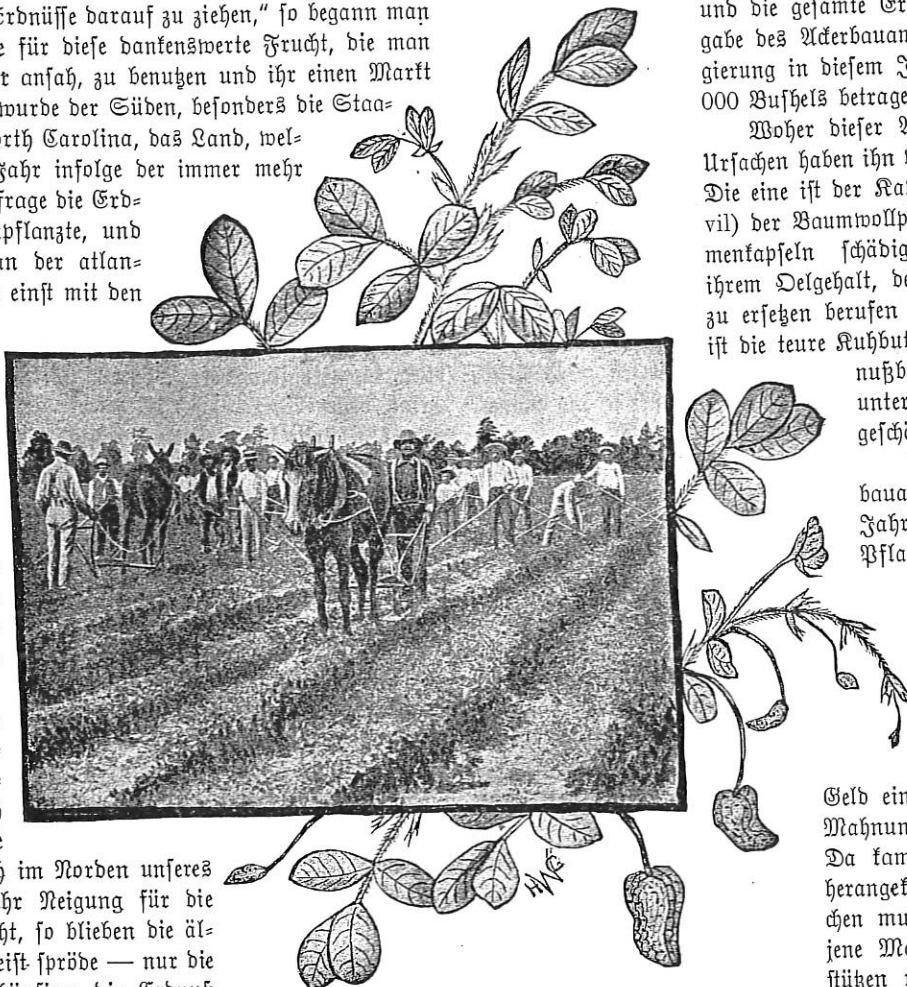
festlich in den Wettbewerb mit vielen andern wichtigen Feldfrüchten treten, und sie wird daher jetzt in den regelmäßigen amtlichen Ernteberichten des Ackerbauamtes mit aufgeführt. Auf ungefähr einem Drittel des Gebietes der Vereinigten Staaten wird heute auf vielen Feldern die Erdnuß angebaut. Der Staat Texas z. B. hatte dieses Jahr 600,000 Acres damit bepflanzt und, wie das Bundes-Ackerbauamt bemerkt, in Jahresfrist diese Anbaufläche mehr als verdoppelt. Georgia steigerte seine Anbaufläche dieser Erdfrucht mit einem Sprunge von 190,000 auf 420,000 Acres. Von dem ganzen Süden läßt sich sagen, daß das Areal für „Peanuts“ von weniger als 1,250,000 auf mehr als 2,000,000 Acres seit einem Jahre gestiegen ist,

und die gesamte Ernte wird laut Angabe des Ackerbauamtes der Bundesregierung in diesem Jahre über 70,000,000 Bushels betragen.

Woher dieser Aufschwung? Zwei Ursachen haben ihn vornehmlich bewirkt. Die eine ist der Kapselkäfer (boll weevil) der Baumwollpflanze, der die Sammentapseln schädigt, namentlich an ihrem Delgehalt, den nun die Erdnuß zu ersetzen berufen ist; und die andere ist die teure Rohbutter, die in der Erdnußbutter, zumal wieder unter der Jugend, einen geschätzten Ersatz findet.

Das Bundes-Ackerbauamt hatte schon seit Jahren den südlischen Pflanzern geraten, die vollständig einseitige Baumwollkultur aufzugeben. Solange jedoch die Baumwolle diejenige Pflanze war, die ihnen das meiste Geld einbrachte, schlugen alle Mahnungen an taube Ohren. Da kam der „Boll Weevil“ herangetroffen. Dieses Tierchen mußte das Mittel sein, jene Mahnungen zu unterstützen und ihnen Gehör zu verschaffen. Und wiederum,

die Erdnuß war das Mittel zur Rettung der Pflanzern. Ihr trieb der Kapselkäfer die Plantagenbesitzer in die Arme. Aus einer anscheinend hoffnungslosen Lage rettete die geringe Erdnuß aber nicht nur die Pflanzern, sondern zugleich auch die Delmühlenbesitzer, die eben daran waren, ihren Betrieb bedeutend einschränken zu müssen. Die Pflanzern begannen einen Teil ihrer Felder statt der Baumwolle mit der Erdnuß zu bepflanzen, bald kam die Kultur allgemein in Aufnahme, und die Delmühlen klapperten wieder lustig. Zwar war stellenweise die Erdnuß schon längere Zeit in bescheidenem Maße angebaut worden, allein nur für die Schweine — jetzt fiel der Betrieb, den man „Hogging down the peanuts“ nannte und der darin bestand, daß man im Herbst die Schweine auf das Erdnußfeld trieb, damit sie es aufwühlten und sich an den Früchten mästen konnten, weniger ins Gewicht, obwohl nachgewiesen war, daß sich mit einem Ertrag von 40 Bushels Erdnüsse per Acker über



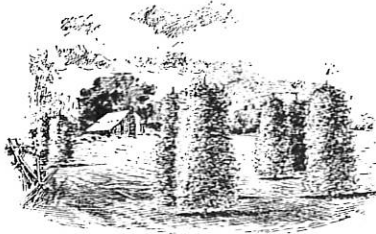
Beackerung eines Erdnußfeldes.

400 Pfund Schweinefleisch erzeugen lassen. Jetzt war mit einem Schläge die „Peanut“ noch viel wertvoller geworden. Das Ackerbauamt hatte dargetan, daß die Erdnüsse ein noch besseres Futtermittel seien, wenn man die geringere Sorte nur benutze, ihr aber einen Zusatz von Mais beimische, um das Fleisch fester zu gestalten; daß ferner das Erdnußheu, wenn eingebracht, ehe es von den Schweinen zermühlt werde, für sich allein schon den Anbau bezahlt mache, weil es ein so schmackhaftes, nährreiches Futter für alle Viehgattungen abgebe, daß es jeder andern Sorte Heu vorgezogen werde; daß ferner die Erdnüsse, wie alle Leguminosen (Hülsenfrüchte), an ihren Wurzeln Knötchen bilden, durch welche sie Stickstoff aus der Luft aufnehmen, dem Boden zuführen und so den Acker verbessern; und daß endlich durch das Del der Erdnußkerne das Baumwollsaamenöl vollständig aufgewogen werde.

Vor dem Jahre 1915 war hierzulande kein Del aus der „Peanut“ gewonnen worden. Die Pflanzler und Delmüller wurden jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß im Jahre zuvor nicht weniger als 1,332,108 Gallonen Erdnußöl und 44,549,789 Pfund Erdnüsse importiert wurden. Mehr als die Hälfte dieses Dels ging nach Chicago und wurde, wie es heißt, mit Oleomargarin und geringeren Seifenarten verarbeitet. Man fand indes sofort, daß dies Erdnußöl besser sei als Baumwollsaamenöl.

Zu gleicher Zeit entstand die Erdnußbutter. Die Nachfrage nach Erdnüssen zum Zwecke der Verarbeitung für dieses Produkt steigerte sich ungeheuer. Es ließ sich da, wie sich bald ergab, an den Nüssen noch mehr verdienen als selbst an dem aus ihnen gewonnenen Dele. Ein einziger Fabrikant von „Peanut Butter“ brauchte letztes Jahr mehr als 200 Bahnwagenladungen Erdnüsse und ist jetzt im Begriffe, seinen Verbrauch auf 500 Bahnwagenladungen das Jahr zu vermehren. Auch die Bäcker und Konditoreien verarbeiten immer größere Mengen Erdnüsse für Kuchen und Süßigkeiten (peanut candy), und viele Schokoladenkuchen erhalten neuerdings einen Ueberzug, der größtenteils aus der Erdnuß hergestellt ist. Auch schon Erdnußbrot von vorzüglichem Geschmack und hohem Nährwert ist zubereitet worden.

Voraussichtlich wird sich also das Anpflanzen der Erdnuß noch ganz bedeutend steigern. Ihr Anbau verursacht nur geringe Arbeit. Der Boden sollte leicht und sandig sein, und der Süden besitzt viel solchen Bodens, auf dem der Mais gerade in dem Augenblick verborrt, wann er der Feuchtigkeit am meisten bedarf. Die Erdnuß dagegen, die weit weniger Regen braucht, liebt solche Böden, ja, wenn sie sich ihr Feld selbst aussuchen könnte, würde sie gerade solchen sandigen Boden an solchen Stellen wählen. Gepflanzt werden die Nüsse in Reihen, die etwa drei Fuß voneinander abstehen. Die erbsenartige Pflanze trägt Blätter wie der Klee; die kleine Blüte ist gelb und ähnelt der Erbsenblüte. Nachdem die Blütenkrone abgefallen ist, verlängert sich der Stamm, biegt sich nach unten und schiebt den Fruchtknoten in den Grund, wo die Frucht zur völligen Ausbildung kommt. Nach dem ersten Frost beginnt die Ernte, die in günstigen Jahren bis zu 100 Bushels den Acker ergibt. Die Nüsse und das Heu werden aus dem Boden aufgepflügt und dann in hohen



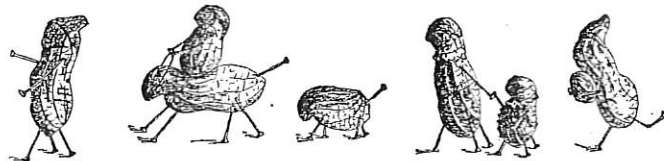
Im Herbst aufgeschichtete Erdnußerträge.

Haufen aufgeschichtet. Nach etwa zwei Wochen werden die Nüsse von dem vollends getrockneten Heu mit der Hand abgepflückt. In eigenen Fabriken — Peanut Factories, wo freilich die Nüsse nicht fabriziert werden, wie man nach dieser unzutreffenden Benennung meinen könnte — werden sie gereinigt und der Größe nach sortiert.

Bei richtiger Anbaumethode bereichert und verbessert die „Peanut“ den Boden erheblich. Natürlich, wenn das Kraut zur Heugewinnung abgemäht wird und die Wurzeln vollständig bei der Ernte ausgegraben werden, so wird der Boden ebenso ausgefogen wie bei irgendeiner anderen Kultur, bei welcher dem Boden alles genommen und nichts dafür zurückgegeben wird. Es ist aber ein bemerkenswerter günstiger Umstand, daß die Nüsse selbst dicht unter der Oberfläche des Bodens wachsen, während die Knötchen bildenden Wurzeln beträchtlich tiefer eindringen. Ein Aufnahmepflug, welcher dicht unter den Nüssen hindurchgeht und die Wurzeln dort abschneidet, läßt den Stickstoff sammelnden Teil der Pflanze im Boden, und dasselbe gilt von einem modernen Karstoffelaufnahmepflug, welcher zu dem gleichen Zwecke benutzt wird. Selbst wenn ziemlich viele Nüsse dadurch verloren gehen, daß diese Instrumente zu flach gestellt sind, liefert der Stickstoff, welcher durch die Erhaltung der Wurzeln im Boden verbleibt, einen Ersatz, dessen Wert auf \$3 bis \$8 per Acker veranschlagt wird, und es bedürfte schon vieler „Peanuts“, um den gleichen Wert zu erreichen. Treibt man dann nach der Ernte die Schweine auf das Feld, so finden auch die verbliebenen „Peanuts“ Verwertung und werden in Schweinefleisch verwandelt, während ihr Dünger dem Boden wieder zukommt.

Bis jetzt deckt das Angebot von Erdnüssen noch lange nicht die Nachfrage, da die Verwertung dieser Bodenfrucht und ihres Dels immer vielseitiger wird. Die Erdnuß-Industrie ist eine wahre Goldgrube geworden. Erdnußöl wird heute höher geschätzt als das Baumwollsaamenöl und ist tatsächlich das nährhafteste Del, das es gibt. „Peanut Oil“ läßt sich für Salate wie das feinste Olivenöl verwenden und hat einen angenehmen nußähnlichen Geschmack. Bei der gegenwärtigen Knappheit an Del und Fetten ist dieses Produkt behufs Vermehrung unseres Nahrungsmittelvorrats höchst willkommen und eine dankenswerte Gabe. „Peanut Butter“ ist ebenfalls ein Nahrungsmittel ersten Ranges und ein vorzüglicher Ersatz für tierische Butter, die an Nährgehalt hinter jener zurücksteht. Das Erdnußheu, das durchschnittlich einen Wert von \$25 den Acker hat, gibt vorzügliches Viehfutter, — und das bedeutet, daß desto mehr anderes Land, welches bisher mit Alfalfa und Timothy bestellt werden mußte, künftig mit Getreide bepflanzt werden kann. Auch das nach der Delentziehung verbleibende Erdnußmehl liefert ein ausgezeichnetes Viehfutter. Ueberhaupt werden alle Teile der Erdnuß verwendet. Es ist zwar eine Fabel, daß sogar die Schalen für gewisse Sorten Frühstücksspeisen verwendet werden; aber sie werden tatsächlich, zu feinem Pulver zermahlen, an Weißblechfabrikanten verkauft. Dieses Pulver poliert Weißblech ausgezeichnet, ohne jemals zu kratzen. Das früher dafür benutzte Mibbling-Mehl ist heute zu teuer.

So ist in Amerika das Aschenbrödel, die „Peanut“, zu Ehren gekommen, sie ist ein wahrer, dankenswerter Landessegel geworden. w.



Weihnachtsspielzeug aus Erdnüssen und Stednadeln.



Vielerlei und sehr verschiedene Kostgänger hat unser Herrgott auf Erden. Nur wenige haben ein so goldenes Gemüth wie mein guter Freund Frohmeier. Neulich piff er lachend dem pfeifenden Ferienzuge nach, der ihm vor der Nase davon fuhr und zu dem er sich um eine Sekunde verspätet hatte, und seelenbergnügt ging er zwei volle Stunden im Wartezimmer auf und ab, auf den nächsten Bummelzug sich freuend. Frohmeier kann überhaupt nicht verdrüsslich werden. Aber um so mehr sein Vetter Peter Griesgram! Gestern, als er den großen Ueberschuß des letzten Geschäftsquartals zur Sparbank trug, spazierte er mit bärbeißigem Gesichte und grämlichem Munde mitten in dem lächelnden Schein der schönsten Herbstsonne. Er hatte nämlich soeben schweren Verdruß gehabt und einen lose sitzenden Hosentopf verloren. Ihm werden kleine Fatalitäten zu förmlichen Trübsalsbergen.

Freilich, ohne Verdrüsslichkeiten kommt keiner über diese Erde, zu der sie nun einmal, wie die Fliegen und allerlei anderes unnütz stekendes Getier, gehören. Doch ein großer Narr ist der, welcher durch unartige Mücken sich den Schatten des Waldes und die Schöne des Sommerabends verbittern läßt. Ebenso töricht ist der, welcher durch die Widrigkeiten des täglichen Lebens, durch die kleinen Lücken des Objekts, diese lästigen Stechmücken der Seele, den Frieden des Gemüths sich stören oder gar zu einem unwirschigen Fluche sich hinreißen läßt. Fort mit dem widerlichen Griesgram Verdruß! Ja, ich möchte fast sagen: Zum Teufel mit ihm, denn zu dem gehört er, und dem Meister Urian möge er bei Tag und Nacht Quälgeist-Gesellschaft leisten!

Tobias Wittenberg, der Held dieser Geschichte, Tobias getauft und Wittenberg nach seiner berühmten Vaterstadt im Sachsenlande benannt, konnte leider zu seinem Verdrusse nicht sagen: „Hebe dich hinweg!“ obgleich er demselben gern einen Fußtritt versetzt hätte. Mit dem Verdrusse des Tobias hatte es eine eigene Bewandtnis, der war ihm nämlich angeboren und ein höchst unerwünschter Bestandteil seines Körpers, der in Gestalt eines Höckers hinten auf dem Rücken ihm hing. Von frühester Kindheit an war der Höcker sein Kummer und sein Kreuz, von dem er fürchtete, daß er es sein Leben lang mit sich schleppen müsse.

Es ist eine ekle, erbarmungslose Roheit der Menschen, unter der auch Tobias zu leiden hatte, Verkrüppelte und Verwachsene um ihres Gebrechens willen entweder zu verspotten oder rührselig zu bemitleiden. Aber auch lautes Mitleid ist grausam, und derjenige wird diesen bedauernswerten Menschenbrüdern die größte Liebe erweisen, der am allerwenigsten von ihrem Verdrusse sieht und sagt.

Von allen Leuten in der Stadt hatte allein sein liebes Mütterchen keine Augen dafür. Auf sein eindringliches Verlangen, ihm den Rücken zu betasten und ihm die reine, volle Wahrheit zu sagen, beteuerte sie oft: „Nein, ich kann da gar nichts sehen und knapp etwas fühlen.“ Mutteraugen sind manchmal sehr blind.

Um so früher und öfter sagten andere Buben es ihm, und er selbst überzeugte sich im Spiegel des Tröblers Levi — selbst besaßen sie keinen solchen Luxusartikel — davon, daß er unter den Schultern ein spitzes Gewächs habe, ja, mit stiller Angst meinte er zu bemerken, daß es wüchse und in zwei Jahren größer geworden sei.

Was Mutter Natur ihren mißgestalteten Stiefkindern am Leibe versagt, ersetzt sie aber bisweilen am Geiste und durch besondere Gaben des Verstandes. Auch auf dem unvollkommenen Körper des Tobias saß ein überaus heller und aufgeweckter Kopf. Der Sohn der armen Wasch-Sanne — so hieß die Mutter nach ihrem Gewerbe allgemein in der Stadt — war in der Schule der Vorderste, der Vollkommenste und Fleißigste von allen, der alles spielend lernte, d. h. so viel der Schulmeister, ein ehemaliger, jetzt einbeiniger Landsknechtweibel, der unter Georg Frundsberg dem Trommelfell gefolgt war, selber wußte und zu lehren vermochte. Und das war nicht viel.

Tobias hatte einen Durst nach Wissen und griff mit Gier nach allem Gedruckten. Durch einen glücklichen Umstand gelang es ihm, wenigstens diesen geistigen Hunger zu stillen. Seinem leiblichen Hunger aber ist nur sehr selten — wie z. B. am Heiligabend — eine gründliche Sättigung zuteil geworden, denn die Mutter schaffte kaum durch harte Arbeit das tägliche Brot ins Haus.

Tobias sann viel darüber, wie er selbst ein Scherflein erwürbe, Küche und Keller zu Ruh und Frommen. Wo er aber seine Dienste anbot, wies man ihn kurz ab, nachdem man seinen Rücken beguckt und beschielt. Eines Tages indessen lächelte dem Reiblichen das Glück. Der Jude Levi nahm den Budligen mit dem allzu kurzen Körper und den ungewöhnlich langen Armen in Amt und Arbeit. Levi ging nämlich zweimal wöchentlich in den Dörfern hausieren, und weil die Last dem alten Manne zu schwer geworden war, bang er den Knaben, den einen Kasten ihm zu tragen, wofür er einen baren Lohn von zwölf Hellern gewährte und ein Paar alte Schuhe als Hand- und Gottesgelb gab. Bei jedem Wind und Wetter pilgerten sie miteinander, Tobias in den viel zu großen Lederkähnen tapfer stapfend und unter dem Kasten, der den Höcker zu seiner Freude ein wenig verdeckte, mühselig kuschend.

Auch dem Allerärmsten, wenn er Genügsamkeit gelernt hat, schenkt der Herrgott je und dann kleine Freuden. Des Tobias Wonne war der Samstagabend, wo er seinen sauer verdienten Wochenlohn, den er treu und brav der Mutter brachte, heim trug und auf dem ganzen Wege lustig in der Tasche klimpern ließ. Eine noch viel größere Freude bereitere ihm ein Fund, den er auf dem verstaubten Gerümpelboden seines Brotherrn machte, allwo er auf einen Haufen hingeworfener Bücher stieß, den der Tröbler vor Jahren von einem Priester um ein Spottgelb erhandelt hatte. Die Schweinsledernen Schartaken waren ihm ein kostbarer Schatz, und seine Freude wurde zur vollen Glückseligkeit, als Levi ihm erlaubte, die Bücher zu leihen und zu lesen.

Darin war allerlei Gelehrsamkeit, Gottes- und Weltweisheit, enthalten, jede freie Stunde benutzte der Knabe, um seinen Wissensdurst zu stillen. Dann lag er, ein Buch in den Händen, auf den harten Estrich hingestreckt, stundenlang auf dem Rücken, auf seinem „Verdruß“; und wenn die sorgsame Mutter ihm den Strohsack unterlegen wollte, wehrte er kräftig ab und gab auf Befragen die Erklärung, sein steinhartes Lager sei eine Leibeskur, die seine Klugheit sich ausgedacht habe, um das Wachstum des Höckers zu verhüten. „Wenn ich auf dem Verdrusse liege, wird er ja in den Rücken hineingedrückt und allmählich sich vermindern — meinst Du nicht auch?“ „Ja, Tobias, mit der Zeit wird er sich verwachsen.“ Weh-

mütig über seine orthopädische Erfindung lächelnd, ließ sie ihm eine Hoffnung, die sie selbst nicht hegte.

Der „Verdruß“ war und blieb die Trübsal des Knaben, der in all den gelehrten Büchern auch nicht einen guten Rat wider solches Gebreist zu finden vermochte, obgleich in der Bücherei des Tröblers mehrere Werke von berühmten Medici sich befanden, die aber leider auf latein geschrieben waren. Für ein Heilmittel hätte Tobias die Hälfte seiner Lebensjahre hingegeben. Gierig griff er nach jedem Mittel, den „Verdruß“ zu vertreiben und zu verschmieren, und allzu willig nahm er den heuchlerischen Rat an, den ein böser Bube ihm gab. Der hatte ein Pflaster, das unfehlbar wirken werde, und das er für sechs Heller ablassen wolle. Die Versuchung war zu groß. Dieses eine Mal behielt Tobias die Hälfte seines Wochenlohnes, um das unfehlbare Heilmittel zu erstehen, das er insgeheim auf den Rücken sich klebte. Schlaflos war für ihn die Nacht und schlimmer noch der Sonntag. Wie das zog und riß, bohrte und brannte! Ei, ob nicht unter diesem fürchterlichen Weh das Mirakel wirklich geschah? Am Montag jedoch ertrug er nicht länger die gräßliche Pein und legte der Mutter ein Geständnis ab. Die erkannte den teuflischen Betrug und riß schleunigst das Mirakelpflaster, das ein gemeines Pechpflaster war, ihm vom rüustigen Rücken, der eine zwei Hand breite, offene Wunde war.

Mit kühlender Salbe linderte sie den Schmerz, mit rührender Liebe hegte und herzte sie den Knaben, dem sie, damit er nicht neuer Täuschung zum Opfer falle, die trügerische Hoffnung nahm. „Den kleinen Verdruß hat Dir der Herrgott mitgegeben als Dein Rückenpäckchen, das Du geduldig Deine Tage tragen mußt. Jeder hat seine Würde, und Du bist viel besser daran als die andern armen Bresthaften, die Einbeine, die Blinden, die Tauben, die Trottel. Du hast flinke Beine, feine Ohren, helle Augen und gar helle Sinne, darum des Ratschherrn blöder Sohn Dich beneiden möchte.“ Die Genügsame rebete ihm oft vor, wie reich gesegnet, mit wie viel gesunden Gliedern und Leibesvorzügen er vom Herrgott ausgestattet sei.

Von Stund an wußte Tobias, daß er sein Leben lang das böse Rückenkreuz tragen müsse, und trotz aller Ergebung beschlich oft eine tiefe Bitternis sein Herz, insonderheit, wenn boschafte Spottrede sein Gemüt verletzete. Sogar Leute, die nicht böse waren, konnten einen kläglichen Wiß nicht unterdrücken, mit ihrer unbedachten Zunge rissen sie die Wunde eines armen Menschenherzens auf. Selbst Christen, die durch das neue, herrliche Evangelium Doktor Martin Luthers neue Menschen geworden waren, machten ihre schlechten Scherze und vergaßen, daß ein Christ von jedem unnützen Wort, welches aus seinem Munde geht, vor dem höchsten Richter Rechenschaft ablegen soll.

Als Tobias der Schule und der Kindheit entwachsen war und für seine Mutter und ihn die schwere Sorge kam, womit er nun sein Brot verdienen, welch Handwerk er erlernen solle, gab es neuen Kummer, und mehr als einmal wurde die Wunde seiner Seele herzlos aufgerissen. Mit ihm wanderte die Mutter von einem Meister zum andern. Der Krämer, bei dem der Anfang gemacht wurde, musterte den knirpigen Burschen verächtlich und fragte unverschämt, ob er etwa den Hanswurst zum Verschleichen der Kunden hinter den Ladentisch stellen solle. Der zweite, der Bartischer, lachte: „He, Du müßtest halt auf einer Leiter stehen, um langen Leuten den Scheitel zu scheren.“

Immer bescheidener wurden die beiden, die bei den geringen Zünften anklopfen. Ob der Schneider Kunz, der allerdings ein Lehrlingschinder war, den Verwachsenen nicht ins

Am nähme? Sientemal der Zunge flinke Finger habe und zur Hude auf dem Schneidertisch wie geschaffen sei! Kunz war geneigt, verlangte aber, weil er ein Habgieriger war, zehn Gulden Lehrgeld. Das war eine unerschwingliche Summe, und die arme Mutter, die von der Gicht verkrümmte Hände hatte und wenig erwerben konnte, fing in Verzagnis an zu weinen.

Da ging Tobias auf eigene Hand aus und mit großer Selbstüberwindung vor die letzte Tür, um sich einem von der schwarzen Zunft als Lehrbub anzubieten. Der Ramin- und Schornsteinlehrer von Wittenberg, der nicht leicht Lehrlinge und Liebhaber des schmutzigen Handwerks fand, wies keinen ab, konnte aber beim Anblick des Bewerbers seinen Wiß auch nicht unterdrücken: „Ja, beim Bart des Papstes, den unser Doktor Martin gestuht hat, Du bist wie gemacht für den Schornstein, denn Du kannst nicht nur mit Händen und Füßen Dich festhalten, sondern auch den Höder als Haken gebrauchen. Ich nehm' Dich in Amt und Lehr' für Kost und Gewand, d. h. wofern Du kein heimlicher Papist bist. Sage mir aus unserm Katechismus den zweiten Artikel!“

Der kleine Budlige, von seiner Mutter im evangelischen Glauben erzogen, war in den Glaubensartikeln wohl bewandert, vielleicht noch besser als der Meister Grotfnut selber, der ein guter Mann, dazu ein streng Lutherischer und ein großer Feind der alten Abgötterei war. Besonders auf den Antichristen in Rom war er sehr schlecht zu sprechen, und über die religiösen Lehrfragen zu disputieren, sein Steckpferd, das er mit Vorliebe und nicht ohne Veressenheit ritt.

Endlich hatte Tobias das ersehnte Ziel, mit seinen Händen sein Brot zu verdienen, erreicht, und mit Fleiß und Treue erlernte er das häßliche Handwerk. Daß er nun seinen Platz auf Erden, seine bescheidene Tätigkeit gefunden, machte sein Gemüt heiterer als je zuvor und erfüllte ihn sogar mit einem gewissen Stolz, ob auch die Gassenbuben einen „Feuerrüpel“ ihn titulierte und andere Schimpfnamen dem krummrückigen Raminlehrer, der eine urkomische Figur machte, nachriefen. Wohl war das Klettern durch die Schornsteine sauer und der ewige Ruß und Schmutz, in dem er atmete und lebte, ihm zuwider, aber er hatte sein Handwerk, das ihn ernährte, und alle Tage nicht nur satt, sondern gut und reichlich zu essen, und was ihm mehr war und die meiste und innigste Freude ihm machte, er hatte seinen Sonntag für Gott und sein Mütterchen und seinen Feierabend für sich, wo er bei seinen lieben Büchern saß und seinen klugen Kopf mit allerlei Gelehrsamkeit vollstopfen konnte. Bisweilen allerdings wurde ihm sein Feierabend genommen, nämlich, wenn er in Ermangelung eines andern Disputanten mit dem Meister disputieren mußte.

Ein Jahr hatte der Lehrbursche seine schwarze Arbeit zur vollsten Zufriedenheit des Meisters getan, und Grotfnut lobte lachend, daß der Däumling Tobias einen Goliath von Gefellen ihm spare. Oft, wenn Tobias mit seinem Wesen durch die Straßen ging, war er dem berühmten Doktor Luther begegnet, den er, wie alle Wittenberger, ehrfurchtsvoll grüßte. Auch im Hause Luthers hatte er im letzten Quartal die Ramine gekehrt, und zu seiner Labung hatte sogar die gute Frau Lutherin nach der Arbeit ihm ein Stübchen des Biers, das sie selber braute, vorgesetzt. Die Freundlichkeit war ihm ein noch besseres Labesal als das Getränk.

Drei Wochen waren es her. Da kam eines Morgens plötzlich der Famulus des Doktors, namens Wolf, mit Botschaft zum Meister Grotfnut, er möge stracks nach dem Kloster — so hieß noch das Lutherhaus — kommen und in dem

Schornstein, in dem es selbstam spektakulierte und nicht geheimer sei, Nachschau halten.

Grotfnut horchte auf und fragte eingehend, was es mit dem Schornstein sei. Der Famulus erwiderte, eben das wisse man nicht und solle der Lehrer durch Hineinsteigen auskundschaften. „Die Muhme Lene hat's in der Nacht in ihrer Kammer zuerst gehört, wie es hinter der Mauer hin und her huscht, ohne Aufhör schlurft, scharrt und poltert. Schier blaß von der ausgestandenen Angst, ist sie in der Frühe hinuntergekommen und hat gemurmelt, es spuke greulich im Schornstein, wo böse Klopfs- und Poltergeister ihr Wesen treiben. Sie stirbe, wenn sie noch eine Nacht den Graus hören müsse. Der Herr Doktor hat gelächelt und mich nach dem Kaminlehrer geschickt. Ich aber glaub' es und hab' wohl gemerkt, daß es im alten Kloster nächtlicherweile umgeht; es werden die gestorbenen

Nonnen sein, die im Hause gespenstern, die als böse Geister in den Schornstein gefahren sind. Meister Grotfnut, kommt selber mit! Ich möchte nicht für 100 Gulden in Eurer Haut stecken und in den Schornstein steigen. Nehmt Eure Besen, aber wenn ich gut raten darf, auch ein Gebetbuch und malt Euch überdies mit Kreide ein großes Kreuz aufs schwarze Wams vorn und hinten! Macht flink! Wir halten es vor dem greulichen Spuk nicht länger aus, der jezo nach unten sich verzogen hat und im Kamin über der Küche fortwährend huzzelpuzzelt und dazu erschrecklich pfeift und stöhnt. Die Höllegeister können vielleicht bei Tage nicht herausfahren.“

Der Famulus, der just nicht der Klügste war, hatte mit gruseliger Behaglichkeit berichtet. Jedoch dem dicken, vierschrötigen Meister war höchst unbehaglich zu Mute geworden, und sein schwärzliches Gesicht wurde blaßweiß. „Ich bin vom Wittenberger Rat in meiner Bestallung nicht zum Geisterbannen gebunden und geh' nicht! Der Doktor ist ein Gottesmann, der mit dem Teufel anbindet, und mag selber seine Gespenster aus dem Schornstein kehren. Ich tu's nicht für 100 Gulden!“

Da nahm der knirpsige Lehrbube fest das Wort: „Meister, ich getrau' es mir und tue es für zwei Gulden — ich meine, daß es keine Schornsteingeister gibt, sondern das Rumoren natürlicherweise zugeht.“

Grotfnut starrte seinen Lehrling daß erstaunt an. Der Budel-Tobias war ja ein schier gotteslästerlich dreister Bursche! Doch nach einigen Gewissensbedenken, und weil doch einer die



Herbst.

Für die „Abendschule“ von
Gustav Grönlund.

Es kam der Frost in letzter Nacht,
Und meine Blümlein starben;
Verblichen ist die bunte Pracht,
Der Reichtum ihrer Farben.

Wohl schien die Sonn' am nächsten
Tag

Und lockte neues Leben,
Doch dem, was ganz erstorben lag,
Konnt' keine Kraft sie geben.

Ein kleines Knösplein aber blieb
Verschont von eif'gen Händen,
O möchte seines Lebens Krieb

Zur Blüte sich vollenden!

Und muß ich einst des Sterbens
Leid

Am eignen Herzen spüren,
So möge Gott aus nächst'ger
Zeit

Mich zur Vollendung
führen.

„Höllenarbeit“ verrichten mußte, gab er seinen Segen zu dem Gange. Bevor aber Tobias aus der Tür ging, malte er ihm drei mächtige Kreuze auf den Höcker und drei auf die Brust, als ein Schild gegen die bösen Geister vorn und hinten.

In der Küche des ehemaligen Klosters war fast das ganze Lutherhaus zuhause gekommen, die Muhme Lene, in deren Röcken das jüngste Kind sich verkroch, die erschrockenen Mägde und Frau Rätthe, die bedenklich und bänglich ihren Gatten ansah. „Hört Ihr nicht, wie arg das Raunen und Rumoren wieder anhebt?“

Doktor Martin Luther, an den die Frage gerichtet war, hatte seine Studierzelle verlassen, um der befremdlichen Sache auf den Grund zu kommen. Er verachte durchaus nicht die Furcht der Seinen, beruhigte sie aber: „Meine liebe Rätthe, wenn auch viele

Ufiergeister ihren Unfug treiben, so erachte ich doch, daß dieses Geräusch natürlich sich auflären wird, denn die Teufel wählen wohl nicht den schmutzigen Kamin als Herberge, sondern wo volle Tische, weiche Lotterbetten, Polster und Teppiche sind, nehmen sie ihre Wohnung.“

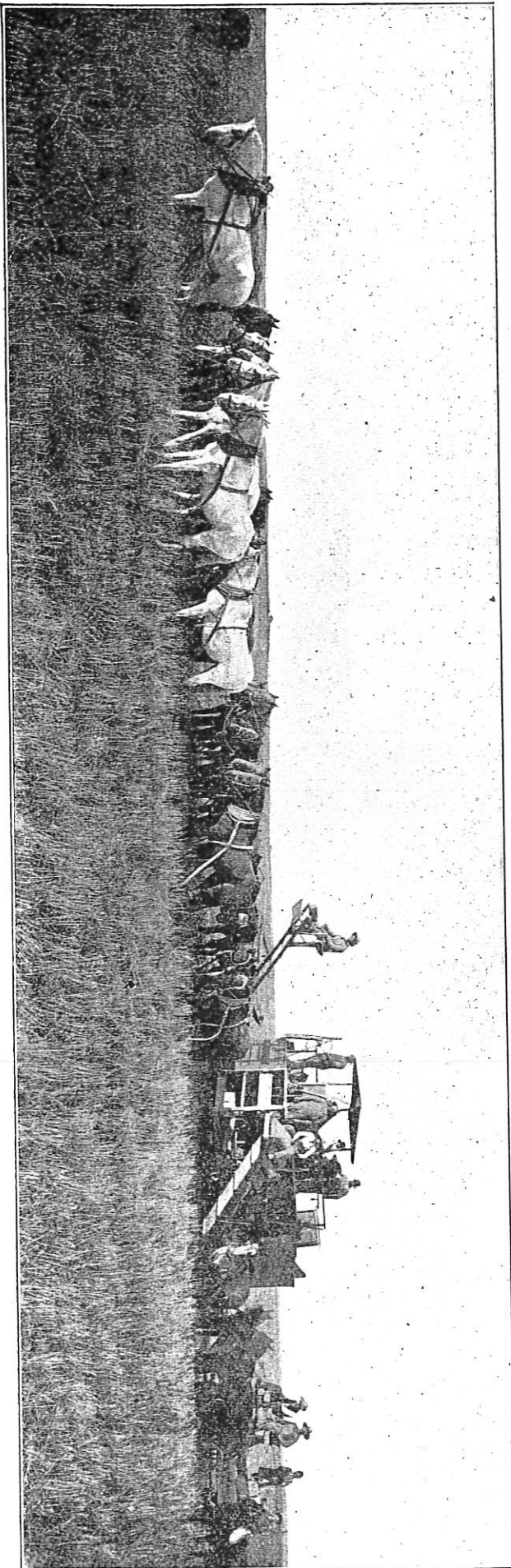
Der Feuerrüpel erschien und grüßte ehrerbietig den ehrwürdigen Herrn Doktor. Frau Lutherin maß und musterte den kleinen, verwachsenen Lehrling mit wenig vertrauensvollen Augen. „Warum ist der Meister nicht selbst gekommen? Was kann der ausrichten?“

Der erwiderte flink: „Davon wäre zu reden, wenn ich es in Gottes Namen ausgerichtet habe!“

Luther tupfte mit einem Finger dem schwärzlichen Gesellen freundlich die Schulter. „Ei, der fängt's am rechten Ende in Gottes Namen an!“

Tobias ging sofort ans Werk, setzte die Leiter an und kroch durch die enge Kamintür in den Schornstein hinein. Drinnen war es düster, nur ganz hoch oben schaute ein winziges Stück Himmel in den Schornstein hinein. Er vernahm ein Zirpen und Schwirren — seine von der Düsternis geblendeten Augen sahen umher — gegen sein Gesicht flog und schlug es wie mit Federwischen — wollten die bösen Geister ihm die Augen aushacken? Trotz seiner Tapferkeit brach der Schweiß ihm aus allen Poren, laut nannte er den Namen der heiligen Dreieinigkeit. Die Geister umflatterten sein Gesicht. Tobias öffnete vorsichtig blinzeln die Augen, die jezt an die Dunkelheit sich

Auf einem reichgelegneten großen Erntefelde des Meßens.



gewöhnt hatten. Haha! Nun sah er die Spukgeister — der eine Geist saß in Gestalt einer jungen Dohle ihm auf der Schulter — der zweite hing ängstlich zirpend an der Mauer. Mit einem schnellen Griff haschte er die beiden armen Böglein, die in dem engen Gefängnis sich halb tot geflattert hatten und zum Schornsteinloche sich nicht hinaufzuschwingen vermochten.

In gespannter Erwartung guckten und glogten die Leute in der Küche den Lehrer an, der heil am Leibe und heiter grinsend und mit zwei jungen Dohlen in den Händen die Leiter herabkam. „Ich hab' die Geister gebannt und gleich gefangen! Tut sie in einen Käftig, Herr Doktor, damit sie hinfort nicht mehr spuken und Christenleute erschrecken!“

Da löste sich die überstandene Furcht in ein schallendes Gelächter auf, und Luthers Stimme bröhlte am lautesten. „Mein Sohn, Du bist ein waderer Geisterbanner! Komm mit mir in meine Zelle! Für Deine tapfere Beschwörung des Zaubers gebührt Dir ein guter Gulden.“

Fast alle Menschen in seinem lieben Wittenberg, daß freilich nur eine kleine Stadt war, kannte der weitberühmte Doktor bei Namen, was jedem gemeinen Mann wohl tat und eine rechte Ehre war. Der leutselige Herr Luther hatte auch für die Geringsten ein freundliches und gutes Wort und besonders für alle, die bedrückt, betrübt und brennhaft waren, besaß er ein weiches, warmes, erbarmendes Herz. Sein Mitleid mit dem krüppeligen, koboldhaften Gesellen war rege geworden, aber kein unangebrachtes Wort des Bedauerns kam über seine Lippen; nein, diesem Burschen, dem eine Demutspredigt — wie den Geden und Simpeln — nicht not tat, wollte er einen freudigen Mut machen. „Du bist, wie einst David, ein kleiner Fürchtbischnicht und kannst in manchem Stück mehr als ein Doktor der Heiligen Schrift. Ja, ja, zum ersten käme der bide Doktor Luther nicht in den Schornstein hinein, zum andern getraute ich mich nicht, mit den Rauch- und Rußgeistern anzubinden. Du bist der Tobias, der Sohn der Wasch-Sanne? Bist Du aber auch ein rechter Tobias, fein fromm und gottesfürchtig wie der Tobias in der Bibel?“ Nun war der Doktor, wohin er steuerte. „Oder weißt Du nichts von der lieblichen Geschichte?“

Die Frage war just an den Rechten gekommen. Der Raminlehrer erzählte die Geschichte in Kürze und ließ seine biblische Gelehrsamkeit leuchten. Luther nickte und lächelte beifällig: „An Dir ist ein Magister verloren gegangen! Du hättest auf die hohe Schule gemußt, wo Du manchen von meinen langen Studiosi überflügelt hättest.“

„Wenn ich zu den Büchern und den Studien kommen könnte, wollte ich die Hälfte meiner Lebenszeit darum geben.“ Tobias stieß wie aus der Tiefe seiner Seele die Worte hervor, und der Doktor wiegte sinnend das Haupt. Der vielverspottete und gestoßene Jüngling fühlte sich mächtig zu dem Manne hingezogen, der so groß, gelehrt und berühmte war und ihm, dem Ärmsten der Armen, die erste innige Liebe, die er von einem Fremden je erfahren, erzeugte. Er hatte zu dem Doktor, wie zu einem Vater, ein herzinniges Vertrauen, und von einer inneren Stimme getrieben, mußte er sein Herz mit allen seinen Fragen, Sorgen und Zweifeln aufsuchen und ausschütten. „Ach, wenn ich nicht den üblen Höcker auf dem Rücken hätte, wenn ich des Verdrusses ledig wäre, wollt' ich die Hälfte meiner Jahre und mehr gern hingeben.“

Luther schmunzelte schlau und lachte dann laut und laut. „Haha, wenn Du die eine Hälfte Deines Lebens für Erwerb der Gelahrtheit und die andere Hälfte für den Verlust Deines Verdrusses zahlst, wäre es mit Deinem Leben stracks aus, und einem toten Tobias würde das Studium nichts nützen

und der Höcker nichts schaden! Wollen Dich die bösen Buben verspotten, so bete für sie — das hilft flugs und heilt Deinen Kummer! Trage mit Geduld und Demut Dein Kreuz, wie jeder Christenmensch es muß — ich auch! Mich schlägt je und dann die böse Krankheit, und wenn ich tagelang mich quälen und an einem Steine krächzen muß, dann wollt' ich wohl mit Dir und Deinem Verdruß tauschen."

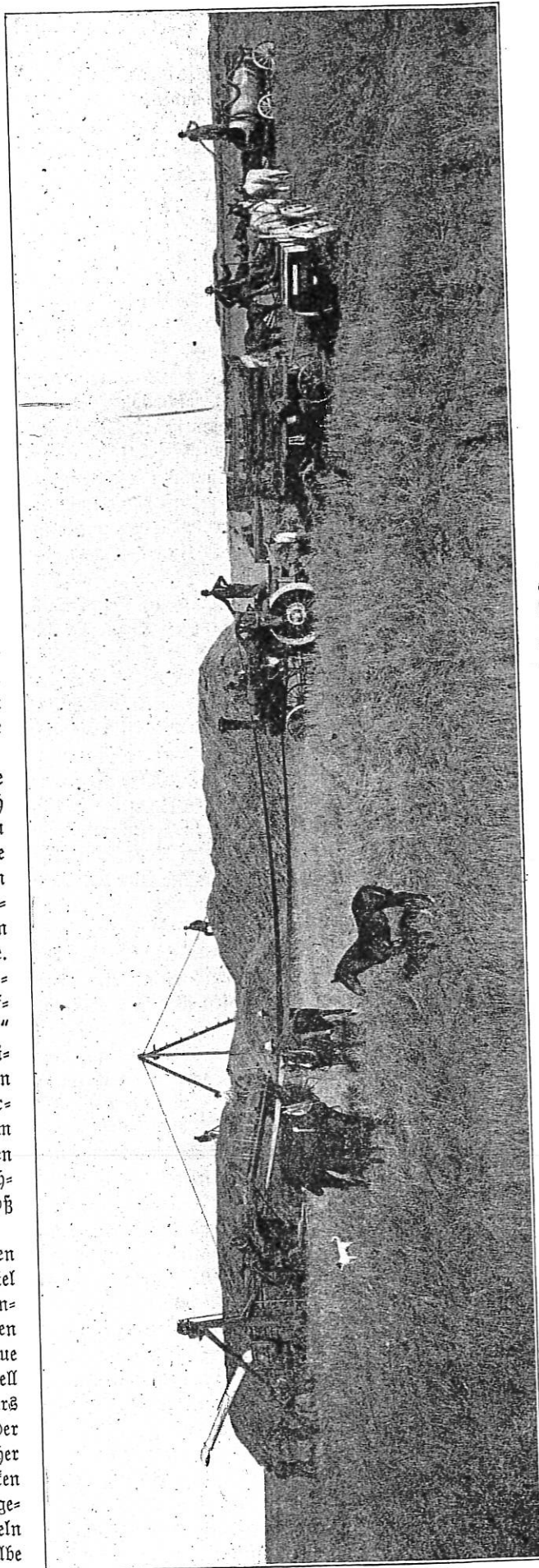
Der Jüngling verschwieg nicht die Bitternis seines Lebens. „Dennoch bin ich ein Stiefkind des Herrgotts. Warum bin ich nicht recht geschaffen und geboren wie die andern? Warum hab' ich hintenanstehen und so viel Hohn hören müssen? Warum hat der gute Gott mich wie sein Stiefkind behandelt?"

Da stand Martin Luther hoch und mächtig wie ein strafsender Prophet vor dem Knirps. „Wer bist Du elender Wurm, daß Du mit dem ewigen Schöpfer richtest und rechten willst? Wer kann die Gedanken und Wege der Allweisheit ergründen? Ein gutgerüttelt Maß Eitelkeit steckt in Dir, Tobias; die raunt und rumort in Dir und läßt Dir keine Ruh'! Weil Du kein sechs Fuß langes Laster geworden bist, peinigst und zwickst Dich die Eitelkeit, so daß Du Deinen Gott als einen ungütigen, ungerechten Stiefvater verlästerst. An Kopf und Geist bist Du nicht zu kurz gekommen; wenn dazu noch Dein Schöpfer einen vollkommenen Korpus Dir geschaffen hätte, so wärest Du ein schöner, schlanker Hoffarts-Labian geworden, wärest Du ein aufgeblasener Seel geworden — ich wett' einen Gulden darauf, denn in den Verwachsenen steckt zumeist ein Eitelkeitskeuslein — so hättest Du vor Hoffart gestunken und wärest mitsamt Deinem Hochmut in die stinkende Hölle gefahren! Damit Du fein klein und demütig seiest und bleibest, hat Dein Schöpfer den Höcker Dir hinten auf den Rücken gehängt."

Nach dieser derben Standrede wurde des Doktors Stimme wieder sanft. „Dein Leib und Kreuz von Kindheit an hat Dich aber zu einem frommen, wackeren Menschen gemacht, und Du bist nicht ein Stiefkind des Herrgotts, sondern das eigene, liebe Kind Deines himmlischen Vaters, Tobias! Was, wenn Dein Höcker Dir sogar zu Deinem Frommen, zu Deinem Vorteil gereicht? Ich wähe, ja, ich wette noch einen Gulden, daß Dein Verdruß und Vergerniß Dir Glück und Freude bringen möchte. Rate bis morgen an meinem Rätsel! Dein krüppelhafter Korpus soll Dir, so Gott will, ein Hofamt verschaffen, ja, ein Hofamt, wenn auch kein hohes, bei unserem kurfürstlichen Herrn."

Luther lächelte fröhlich verschmigt und entließ den „Geisterbeschwörer". Tobias war im Zweifel, ob das alles ein Zauber gewesen, und verließ wie ein Träumender das Lutherhaus. Es war aber alles wunderbare Wirklichkeit, und am nächsten Tage ist er in der Tat mit einem Hofamt, einem kleinen und seltsamen zwar, betraut und bestallt worden. Der durchlauchtige Kurfürst, der viel auf seinem Wittenberger Schloß residierte, ernannte Tobias zu seinem — Hofzwerg.

War ein Amt, dafür der kleine, kluge Knirps wie geschaffen war, ein sehr bequemes Amt, das in wenig Arbeit und viel Müßiggang bestand, das guten Lohn und noch bessere Kost eintrug. Die Höflinge von dem Range des Tobias verschmauschten die Reste, die von der kurfürstlichen Tafel kamen. Der neue Hofzwerg führte ein Herrenleben und war mit einem grell prunkenden Gewande angetan, das zum Leidwesen des Trägers allerdings mit einigen klingenden Schellen geziert war. Der Hofzwerg war nämlich nebenher Hofnarr und mußte als solcher seine Wiße machen, sich von den Höflingen foppen und necken lassen, wofür er seinerseits die Narrenfreiheit besaß und die gezierten Hofherren nach Herzenslust nasführen und hänseln durfte. Sogar dem Durchlauchtigen selbst, wenn Hochbersele



Beim Dreischen einer riesigen Weigenerute im Westen.

beim Trunke saß, durfte der Hofnarr Wahrheiten sagen, die einen andern ins Verließ gebracht hätten.

Jede noch so schöne Rose aber hat ihre spitzen Dornen, und manchem Glücksvogel hängt hinten ein unholdestes Schwänzlein. Das leidige Schwänzlein waren in diesem Falle die Schellen und das Hofnarrentum. Tobias ließ sich nicht gern hänseln und hänselte um so lieber. Seine vorher schon recht geschliffene Zunge wurde durch Uebung und zur Abwehr im Verlauf der Jahre, die er seines Hofamtes waltete, immer schneidiger. Den Höflingen gab er oft eine solche Antwort, daß aus lustigen Lächern leidvoll Verächte wurden. Aber die Herren rächten sich, und weil sie wußten, wo des Tobias Achillesferse und verwundbare Stelle sei, machten sie seinen „Verdruß“ zum Gegenstand ihrer großen Witz.

Im Schlosse wurde ein zahmer Affe gehalten, der auf den Namen Spazo hörte und neben vielen possierlichen Streichen auch einigen Unfug verübte. Dem banden sie ein Strohpolster auf den Rücken, zogen ihm ein rotes Hofzwergröcklein an, und den Affen mit dem künstlichen Höcker nannten und riefen sie Tobias. Denjenigen aber, der Tobias getauft war, titulierten sie mit tiefer Verbeugung „Herr Spazo“. Die Vermummung des Affen und die Namenvertauschung riefen ein schallendes Gelächter hervor.

Mit derlei Späßen belustigte man Seine Kurfürstliche Durchlaucht, wenn Hochderselbe beim Trunke saß und sich des Rurhuts Sorgen vertrieb. Johann Friedrich hatte nicht — wie die wahrhafte Geschichte nicht verschweigt — als Kurfürst in allen Dingen die Weisheit seines Vorgängers, des weisen Friedrich, geerbt und neben vielen Tugenden bisweilen die üble Gewohnheit, zu lange und zu tief in den Becher zu schauen.

Bei solchen Belustigungen mußte der Hofzwerger oft genug als Herr Spazo sich affen lassen. Das war in allem Wohlleben der eine häßliche Dorn des sonst auf Rosen gebetteten Mannes. Zum andern aber fing in diesen Tagen auch der leidige Dorn der Liebe an immer heftiger in seinem jungen Herzen zu stechen. Ist es zu verwundern oder zum Lachen, wenn die Liebe, die allgewaltige, die im Mai des Lebens jedes Herz überwältigt, auch den kleinen, verwachsenen Tobias beschlich und immer ungestümer beherrschte? Seine Liebe war aber nicht Wonne und Weh zumal, sondern eitel Weh, sintemal sie unerhört und hoffnungslos blieb.

Im Schlosse diente ein hübsches, immer heiteres und von Herzen gutes Kammerzöflein — seinem scharfen Auge hätte ein leichtfertiges Weib nimmer gefallen —, und die Lieselott, deren Lachen er lieber hörte als die schönste Hofmusik, besaß seine ganze, tiefe, stille, starke Liebe. Er aber besaß von ihr nichts weiter als die freundlichen, freundschaftlichen Gefühle, die sie für ihn hegte. Gern schaute sie ihm in das feine und kluge und sogar hübsche Antlitz, — aber beim Anblick des häßlichen „Verdrußes“ mußte sie leise erschauern. Wenn Lieselott ein halbes Stündchen mit ihm plauderte in einem Flurker, wenn sie ihn ihren Freund, ihren „Kleinling“ nannte — ein Rosenname, der ihm nicht mißfiel —, war ihm das schon eine Glückseligkeit, und ein Jahr lang hatte er die hoffnungslose Liebe in seinem Herzen getragen. Er konnte nicht das törichte Sehnen überwinden, er mußte die Lieselott lieb haben, und das war sein Leid, dagegen kein Heilkraut gewachsen, wie sehr er auch in seinen Büchern nach einem Herzmedikament suchte.

Tobias nämlich setzte in seinen vielen Mußestunden seine Selbststudien fort, hatte sogar mit Hilfe eines Baccalaureus etwas Latein gelernt und vertiefte sich mit besonderem Fleiß und größter Lust in die dicken Folianten der Arzneiwissenschaft.

Jede Krankheit hatte ihr Remedium, nur ein Herzmedikament wider die Liebe gab es nicht und war noch nicht gefunden. Ergo mußte er sein Herzkreuz weiter tragen, so gut oder richtiger so übel wie seinen „Verdruß“. Einmal fiel ihm ein, ob nicht der klügste Mann in Wittenberg Rat wissen möchte, der Doktor Luther, der ihm einmal geholfen. Nein, der berühmte Doktor der Schrift würde für Liebesleid auch keine andere Hilfe und Heilung wissen als das Remedium, das in der Bibel stehe, und das Tobias schon kannte, nämlich das Wort: „Seid geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!“ Am Gebet! Das möchte ein Remedium sein.

Fortan betete Tobias treuherzig, kindlich, daß Gott, der von allem Leide erlöse, ihm hilfreich sein und seine närrische Bitte erhören möge, entweder des Mägdeleins Sinn ändern und mit Innigkeit zu einem armen Krüppel erfüllen, was er zu bitten kaum wage, oder sein Herz frei machen von der unglückseligen Liebe und ihrer Pein. Auf Erhörung der letzten Bitte hatte er einige Hoffnung, denn er zweifelte nicht daran, daß der viel belaufene Herrgott auch um die kleinen Kummernisse und die Liebesnöte seiner Menschen sich bekümmert.

Lieselott stand nicht in des Kurfürsten, sondern in des Hofmarschalls Diensten, eines edlen Herrn von Planewitz, der das höchste Hofamt hatte und im Schlosse wohnte. Als Jose hatte sie der Frau Hofmarschallin das Haar zu kräuseln, das Gesicht zu pudern und die Wimpern zu färben, was zwei geschlagene Stunden dauerte. Weil sie das Vertrauen der Herrin besaß, wurde sie bisweilen in Abwesenheit der Amme damit betraut, das einzige Kind der Herrschaft, ein Dreimonatsknäblein und der Mutter Augapfel, wie ihren Augapfel zu hüten. Das Büblein, das sie herzte, als wär's ihr eigenes, war bei ihr in guter Hut.

Eines Morgens ließ Lieselott das Mägdelein, in dem das Kind eingeschlummert war, an der Schloßmauer im Schatten stehen, keine drei Schritte davon stand ein Fenster offen, in das sie lachend hineinlugte — Tobias saß dort vor einem dicken Buche —, in das sie immer weiter den Kopf hineinlegte. Der Schalk da drinnen fragte, ob sie ein schönes Bild im Buche sehen möge. Natürlich guckten ihre Augen voll Neugier — und ihre Lippen stießen vor Schreck einen kleinen Schrei aus, das gezeigte Bildnis war ein graufiges Menschengesicht, an dem Tobias den Bau des Körpers studierte. Dann aber brach ein Schrei der Entrüstung, des Entsetzens aus ihrem Munde, kein gemachter, sondern ein lauter, freischender Schrei. Spazo, der freche Affe, war unbemerkt herbeigeschlichen und hatte, stets auf schlechte, freche Streiche erpicht, das Kind flugs aus dem Wagen und auf die langen Affenarme genommen.

Zu spät rief Tobias, der ans Fenster stürzte: „Bleib' stehen und laß das Vieh durch gute Worte!“

Sie war bereits in Zorn und Angst auf den Affen losgesprungen, um ihm den Raub zu entreißen. Spazo aber entfloß behende, das Büblein fest an die behaarte Brust drückend, und das Kind, das an der neuen Amme kein Gefallen fand, greinte kläglich. „Hilf mir, Tobias! O, der Teufel, der Teufel!“ schrie Lieselott.

Der Gerufene hüpfte mit einem Sage aus dem Fenster, vermochte aber auch nicht den blitzgeschwinden Flüchtling, der auf einen dicht an der Mauer stehenden Baum sich schwang und immer höher, das Kind im Arme, bis in den schwanken Wipfel kletterte, zu packen. Dort oben wiegte sich Spazo vergnüglich grinsend auf und nieder, wobei er das schreiende Knäblein sanft in den Armen schaukelte, als wäre es sein eigenes. Ein graufiger Anblick!

Tobias, der wie ein flinker Affe dem Ausreißer nachkletterte, schwang sich von Zweig zu Zweig und tollkühn in die höchsten und schwächsten Nester. Schon griff seine Hand weit aus, um den Fuß des Räubers zu packen — „Maria und Jesus!“ schrien entsetzte Stimmen unten auf der Erde. Spazo machte, um dem Verfolger zu entweichen, einen furchtbaren, tollkühnen Sprung durch die Luft, einen Sprung vom Wipfel des Baumes bis auf die Laube im zweiten Stockwerk des Schlosses. Der Sprung gelang.

Unten auf dem Hofe liefen alle Leute des Schlosses fragend und schreiend herbei und zeigten nach der Laube. Sogar der Kurfürst in höchst eigener Person, unbedeckten Hauptes und in seidenen Pantoffeln, stand mitten unter seinen Höflingen schreckgeschlagen und die Leute anfeuernd: „Wer das Kind rettet, soll meine Huld erfahren!“

Lieselott, kreideweiß und zitternd, rannte die Treppe hinauf — viele stürmten ihr nach mit Steinen und Stangen — Lieselott flog förmlich, und alles flog an ihr, als sie zuerst die Laube erreichte. O weh! Das tödliche, teuflische Tier schwang sich in derselben Sekunde am Kuckengebüß der Laube empor in schwindelnde Höhe.

Ohne den Warnungsruf von unten zu hören, kletterte die Hofe hinaus auf die äußerste Brüstung, streckte die Hand aus nach ihrem süßen Bublein — die niederträchtige Bestie, die ihre Beute nicht lassen wollte, schlug nach ihr mit den Fingern und Krallen des langen Arms. Da verlor die arme Lieselott den Halt und stürzte ohne Laut in die Tiefe.

Die Zuschauer auf dem Hofe erhoben ein lautes Geschrei und hielten die Abgestürzte für tot. Der Kurfürst selbst richtete die Vermisste, die nicht tot, sondern bei vollen Sinnen war, sanft empor. Sie hatte das eine Bein zweimal gebrochen, sonst aber keinen tödlichen Schaden gelitten, und der durchlauchtige Kurfürst mochte wohl sagen, es sei ein Engel des Himmels zugegen gewesen.

Tobias war von allen Verfolgern der erste. Der durch die Jagd wild aufgeregte Affe schwang sich von Laube zu Laube, über ein paar schmale Erker, immer das Kind im linken Arme, hinweg, kletterte mit einem Sage — mancher schloß vor Grausen die Augen — am Wasserspeier empor, erreichte die Dachrinne und lief flink bis auf den First des Schlosses, wo er sich niederließ und das Kind bequemer an die Brust sich legte. Das alles sahen wohl hundert stiere Augen rat- und tatlos mit an. Stallknechte trugen Leitern herbei, die aber nicht einmal bis zum Dache reichten. Völlig kopflos waren die Leute.

Nur Tobias handelte so klug wie kühn, schlüpfte durch einen Kamin in den Schornstein hinein und kletterte, mit Händen und Füßen und dem Hocker sich festhaltend, nach oben, flink wie ein Affe, denn er hatte sein einstiges Handwerk nicht verlernt. Als urplötzlich eine schwärzliche Gestalt oben aus dem Schornstein heraustrach, stand Spazos Affenverstand einen Augenblick still, und der arge Rindräuber blieb gaffend auf

dem Flecke sitzen. Geschwind ritt Tobias im Nu auf dem Firste heran und entriß ihm das Bublein.

Nun aber hatte Spazo sich besonnen; das wütende, fauchende Tier packte mit den Krallenfingern den Mann, der das Kind festhielt und nur mit einem Arme sich wehren konnte. Jedem Zuschauer stockte das Blut, nur der Kurfürst hob betend die Hände. O, das war auf dem Dachfirste, wie zwischen Himmel und Erde, ein entsetzlicher, furchtbarer Kampf auf Leben und Tod.

Ein vielstimmiger Schrei gelte, der mutige Retter rutschte aus, rollte auf dem abschüssigen Dache, das Kind im Arme festhaltend, dem Todesabgrund entgegen. Doch er steuerte ein wenig mit den Füßen. Nun lag er plötzlich still mitten auf dem steilschrägen Dache! An einem vorspringenden Dachfenster hatte sein Hocker, sein „Verdruß“, der sein Retter wurde, sich festgeklammert, seine Hände bekamen einen festen Halt. Die Menge unten brach in brausende Beifallsrufe aus, als er die Scheibe zerbrach und durch die Oeffnung hineinkroch.

Schwarz wie ein Röhler, aber frohgemut und freudestrahelnd legte er das unversehrte Bublein in die Arme des Hofmarschalls, und des Bubleins Pausgesicht, das ganz dick vom Weinen war, lächelte unter Tränen.

Seine kurfürstliche Durchlaucht wuschte sich an den Wimpern und winkte seinen Hofzwerg zu sich heran: „Mein Sohn, erbitte Dir eine große Gunst! Sie ist gewährt, wenn es meiner kurfürstlichen Macht möglich ist, bevor ich die Bitte gehört.“

Tobias trug seinen lang gehegten Herzenswunsch, an der Universität eine Zeitlang zu studieren und die Arzneikunst zu erlernen, dem Kurfürsten vor.

„Eine bescheidene Bitte!“ nickte der herzensgute Fürst, „Du sollst in Padua bei den berühmtesten Doktoren studieren, und nicht mit leerem Beutel.“

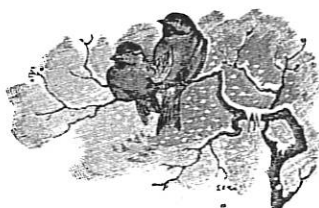
Lieselott lag ein halbes Jahr mit dem gebrochenen Bein darnieder, und als der schwere Bruch endlich heilte, war das Bein um einige Zoll zu kurz geworden, so daß sie fortan beim Gehen ein wenig hinkte. Aber das war ihr kein großer Gram, denn vor der Fahrt nach Padua, als Tobias Abschied nahm, umschlang sie ihn und legte den Kopf an sein treues Herz. „Wäre das herzige Bublein ums Leben gekommen, so wäre ich auch vor Leid gestorben! Du hast mich und mein Leben erkaufte und erworben, Dein bin und Dein bleibe ich, mein Herzensschatz, wir gehören zusammen, denn nun habe ich auch meinen ‚Verdruß‘, wie Du den Deinigen.“ Das sagte sie lachend und fast stolz auf ihr Gebreist.

Nach Jahren sah man oft ein wunderliches Paar: und Ehegespons durch Wittenbergs Gassen schreiten, ein klein buckliges Männchen und eine hübsche, aber hinkende Frau. Das war der berühmteste Medikus der Stadt, der jedes Siechtum und Gebreist zu heilen bestrebt war, der die Armen umsonst kurierte und besonders den Stiefkindern Gottes ein Wohltäter und Vater war bis an sein seliges Lebensende.

Wofür wir zu danken haben.

Ich danke dir für alle Schwierigkeiten,
Ich danke dir für jedes Hindernis: —
Sie halfen Bahn dem Glauben zu bereiten,
Sie machten mich gehorsam und gewiß.

In Sturm und Tiefen lernte ich dich kennen,
Du, Herr, mein Heiland, wie ich's nie gedacht,
Da fing mein Herz erst an, für dich zu brennen,
Ich sah das helle Licht erst in der Nacht!



Ich gebe nicht die schweren, dunklen Stunden
Für eine ganze Welt voll Sonnenschein!
In ihnen ward mein Herz an dich gebunden;
Nun bist mein ein und alles du allein.

Das ist das größte Wunder deiner Liebe,
Daß sie nicht ruht, eh' nicht dein Kind ganz dein.
Wenn nichts auf Erden mehr mir übrig bliebe, —
Hab' ich nur dich, kann ich glücklich sein!

☞ Das tägliche Brot. ☜

Nach Dr. Franz Strunz.

„Unser täglich Brot gib uns heute!“ In dieser Zeit der Drangsal und Teuerung kommt wieder häufiger dies Wort der 4. Bitte im Vaterunser über die Lippen der Menschenkinder. Das Brot ist gleichsam etwas Lebendiges geworden, die Völker der Erde spüren seinen Wert. Es ist nicht mehr ein bloßer herkömmlicher Nischgebrauch, es geht mit uns durch die Tage des Krieges wie ein treuer Kamerad und nimmt teil an allem, was uns diese großbewegte Zeit zuträgt. Den Menschen ist wieder sehr fühlbar, warum sie säen und ernten und in die Scheunen sammeln müssen.

Ohne Brot kann der Mensch nicht leben. Das tägliche Brot gehört auch zum inneren Glücke. Wo ein Mensch verhungert, da kann nichts Geistiges leben. Mangel zieht den Menschen immer hinab, nie hinauf. Darum steht dieses Lebenselement im Vaterunser inmitten und neben den zwei anderen größten, aber unsichtbaren Dingen der Welt: dem Gottesreich und der Vergebung der Schuld.

Saat und Ernte — diese gewaltige Betätigung der menschlichen Arbeit, sie ist wieder ganz aktuell geworden, und was schon fern in der Völkergeschichte lebte, vom Pflug und Pflügen, von den Erfahrungen des Sämanns und dem Anblick des Ackerbodens, von Ernte und Mühle, alles ist wieder frisch wie der gestrige Tag geworden, und Mutter Erde ist wieder die Altmutter des Lebens. Die Leute in den Weckern sind wieder als Kulturträger sichtbar geworden, wir horchen gespannt auf das alte fromme Wort: „Es ging ein Sämann aus zu säen.“

Wie alt ist das Brot? Wo kommt es her und wann fragt man das erste Mal nach ihm? Wie geht sein Weg durch die Menschheitsgeschichte? Und heute in unseren Tagen des Krieges? Was könnte man zum Tausch geben für das Brot? Es ist mehr als das Schwert, denn dieses zerbricht ohne die Seele, deren Feuer aus dem Brot kommt.

Was weiß man Näheres von der Geschichte des Brotes? Im alten Orient aß man geröstete Gerste, wie man es dort hier und da noch heute tut. Ihre erste Kultur ging von jenen Landschaften aus, die das Buch der Bücher als die Wiege des Menschengeschlechtes bezeichnet. Die Erzbäter, Israel und Ägypten buken sich Brot in Oefen, die umgestürzten Steintrümpfen ohne Boden glichen. Ihre Außenseite wurde mit dem Teige fest umlegt und im Innern des Ofens ein Feuer angezündet; hierauf brach man einfach den gebackenen Brot-

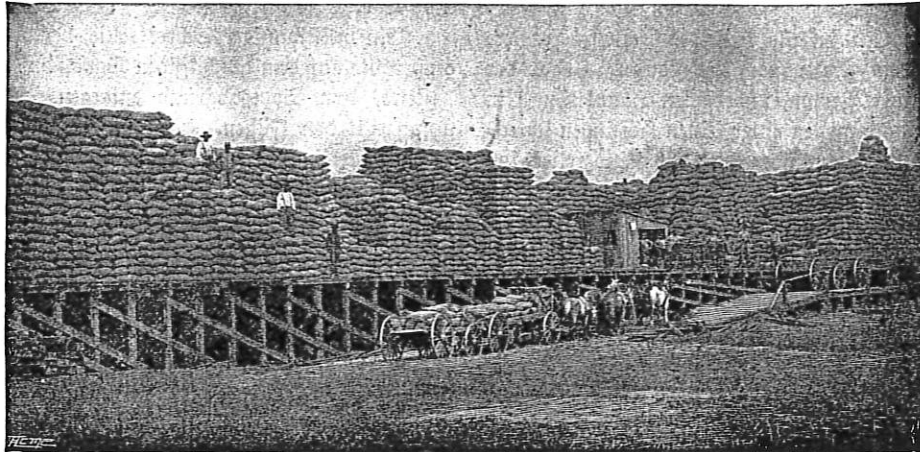
teig ab. Die Ägypter kannten auch gesäuertes Brot; Grabbilder in Theben aus der Zeit von Ramses III. (1269 bis 1244) stellen die Brotbereitung dar. Die ältesten biblischen Schriften erwähnen schon in der Geschichte Abrahams und Moses das ungesäuerte und gesäuerte Brot. (1 Mose 18, 5, 6; 19, 3 u. a.)

Das uralte Süßbrot (das Passah), das ganz im Anfange unglücklich, rot und den Würgebämon abwehren sollte, hat den Genuß des ungesäuerten Brotes vorgeschrieben. Aber später verschmolz man das Passah mit dem Ackerbaufest, das bei Beginn der Ernte, die in Palästina zu Ostern mit der Gerste anfängt, gefeiert wurde: das ist das eigentliche

Fest der ungesäuerten Brote (Mazoth; 3 Mose 23, 14; Josua 5, 11). Sieben Tage dauerte diese Feier, und alles Brot mußte ungesäuert (d. h. mit Wasser und Öl gemacht) sein.

Ueber Ägypten und Phönizien kam das Brot zu den Griechen. Mais- und Gerstenbrot werden hier von den antiken Autoren oft genannt, auch solches von Linse, Hirse und Hafer. Hesiod und Homer sprechen davon, Aelian erwähnt 45 Bäder in Athen, Plato hat in seinen Dialogen dem berühmten Bäcker Thearion ein Denkmal gesetzt, und der Literat Athenäus zählt 72 verschiedene Arten von athenischem Gebäck auf. Haben wir heute so viele? Das gesäuerte Brot wurde bei den Griechen mehr verlangt als das ungesäuerte. Für die Zubereitung des Sauerteigs (fermentum) gab es verschiedene Rezepte: entweder man knetete zur Weinlesezeit Hirse (miliun) mit Most und erhielt dadurch eine Mischung, die sich ein Jahr lang brauchbar erhielt; eine andere Methode war, daß man

festen, ganz kleine Weizenkleie mit weissem, drei Tage altem Most durch Kneten trocknete. Der römische Geschichtsschreiber Plinius beschreibt eingehend diese Herstellungsarten, deren es viele gab, besonders solche, die das Gärungsmittel direkt aus dem zu verbäuernden Mehle erzeugten. Das Brot selbst wurde fast ganz so wie heute gebacken. Die Form war rund und in vier Teile geteilt (panis quadratus). Das frühe Rom hatte allerdings noch kein Brot: die Getreidekörner wurden in halbreifem und treichem Zustande gegessen. Seit Numa beginnt man erst das Getreide zu rösten oder zu kochen. Von den Griechen aber lernten die Römer auch die Kunst der Brotbereitung. Woher kommt das lateinische Wort panis (Brot)? Um 170 v. Chr. begannen sich in Rom Backöfen einzubürgern. Sie galten im Mythos als eine Erfindung des Gottes



Tausende von Säcken Weizens an einer Bahnstation in California.



Der Sommer (von Thorwaldsen).

pan. So kam das Wort panis für Brot auf. Das Brot dieser Zeit war Gerstenmehlbrot, das Kerkungen in verschiedener Zahl, meist sechs bis acht sich kreuzende, aufwies.

Roggenbrot ist wohl vor der Völkerwanderung nicht allgemein bekannt gewesen. Man nimmt an, daß die ältesten Völker Kornfrüchte gesät und geerntet haben und in Töpfen auch eine Art Brot aus grob geschrotetem Getreide, dem schwere Erde beigemischt war, backen. Aber gar bald läßt sich die Gerste nachweisen. Die Gallier lernten das Brotbacken von den Römern und verwendeten hierzu die Gese. Frankreich buk im achten Jahrhundert bereits das Weizenbrot, während England es um diese Zeit noch nicht kennt. Die Germanen, die schon früh sesshaft sind und mit dem Pflug und Rind Ackerbau treiben, machen sich erst im Frühmittelalter mit dem gebadenen Brot vertraut. Das Volksnahrungsmittel blieb aber bis in neuere Zeit immer das Gerstenbrot.

Das Brot lebt in Sage und Lied, in Spruch und Gebet, in Schwur und Politik, in Sitte und Rechtsaltertümern. Des Brotes Geschichte ist Menschheitsgeschichte. In den Kriegen, welche die Völker führten, gesellte es sich zu dem Schwerte. Es wurde die stärkste Waffe, die es neben Mut und Tapferkeit gibt. Im Brote schlug das Herz eines ganzen Landes, und alle Drohungen des Todes verbargen sich auch in dem demütigen Laib, der täglich auf den Tisch kam. Die Angst vor dem Hunger ist in solchen Zeiten als Massenhysterie aufgetreten, und das Brot umgab der düstere Glanz der Sorge und des Todes. Da begann man am Brote zu dichten, eine tiefe Spruchweisheit entstand, die Dichter und Sänger hoben es mit sehnsüchtigen Händen in die Sonne einer höheren Bedeutsamkeit. Und im-



Der Herbst (von Thorwaldsen).

mer wieder erklang das Lied von dem Korn in der dunklen Erde, von dem Symbol alles Lebens, das alle Menschen eint, naß von Tränen und gesegnet von Gottes Hand.

Immer schon sind Menschen sinnend durch die Felder gegangen — nicht nur in Zeiten des Kriegs. In Herz und Mund des Volkes lebte das Brot. Wer kennt sie nicht alle, die Worte und Sprüche, die unserer täglichen Rede ein eiserner Bestand sind! Da sagt man vom Brot, daß es so dünn sei, daß man „die Psalmen dadurch lesen kann“, oder vom Bäcker, der „seine Seele hineingebacken“ habe (so viele Löcher seien darin), vom Menschen, dem „sein letztes Brot gebaden“ sei, oder, daß man „einen vom Brot tut“ (d. h. hinrichtet), wie er einst „einem vom Brote half“, d. h. umbrachte. Man „verdient“ sein Brot, und schon seit alter Zeit besennt man: „Was Brot ich

schnalle, des Lied ich singe“. Wie nachdenklich ist der Dantes Chateaufreyspruch: „Fremdes Brot schmeckt bitter, und die Stufen einer fremden Treppe sind schwer zu ersteigen!“ Doch alle diese Worte — es sind ihrer noch viele andere — widersprechen nicht der biblischen Weisheit: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Aber auch schon damals galt ein Wehe denen, die mit ihm sündhaften Wucher treiben. In den Sprüchen Salomos (11, 26) findet sich das Wort: „Wer Korn inhält“ (Getreide zurückhält), „dem fluchen die Leute, aber Segen kommt über den, so es verkauft.“

Von unserem Brote leben wir und die nach uns kommen, so auch wir von dem Brote derer, die vor uns waren. Wir sind in ihre Arbeit getreten, in ihr Brot, und alle, die nach uns leben, treten ein in unser Brot und leben davon.

Der Truthahn im Wappen.

Einige Tage vor der Schlacht von Ivry kam König Heinrich IV. von Frankreich mit kleinem Gefolge abends infognito nach Mencon und kehrte bei einem Offizier ein, der ihm sehr ergeben war. Er war jedoch abwesend. Seine Gattin, die den König nicht kannte, empfing ihn wie einen der obersten Befehlshaber der Armee. Der Monarch glaubte indes auf dem Gesichte seiner Wirtin einige Zeichen von Unruhe zu bemerken.

„Sollte ich Ihnen, Madame,“ sagte er daher zu ihr, „irgendwie Verlegenheit bereiten? Sagen Sie es, bitte, frei heraus und seien Sie überzeugt, daß es durchaus nicht meine Absicht ist, Sie in irgendeiner Weise zu belästigen.“

„Mein Herr,“ entgegnete die Frau, „ich will Ihnen offen den Grund meiner Unruhe gestehen. Es ist heute Donnerstag; ich habe in der ganzen Stadt herumgeschickt, aber es war nichts Rechtes aufzutreiben, und Sie lassen mir die Verlegenheit darüber vom Gesichte ab. Nur ein biederer Handwerker, mein Nachbar, sagte, daß er einen fetten Truthahn am Spieße habe; er will ihn mir aber nur unter der Bedingung abtreten, daß er sein Stück davon mitkriegt.“

„Ist dieser Mann ein guter Gesellschafter?“ fragte Heinrich.

„Zunächst, mein Herr, er ist der Spasmacher des Stadtviertels, übrigens ein ehrenwerter Mann, ein sehr eifriger Anhänger des Königs und ein tüchtiger Geschäftsmann.“

„Lassen Sie ihn kommen, Madame! Ich habe großen Appetit; und sollte der Nachbar uns auch ein wenig langweilen, so ist es doch besser, mit ihm zu Abend zu essen, als überhaupt nicht.“

Der Handwerker erscheint mit seinem Truthahn, und während dieser brät, bringt jener die treuerzigsten und heitersten Einfälle vor, erzählt die Tagesneuigkeiten der Stadt, würzt seine Erzählung mit Wit und Humor und erheitert den König so sehr, daß dieser,

obgleich er vor Hunger fast umfällt, das Abendessen ohne Ungebuld erwartet. Die Heiterkeit des Nachbarn hält stand, hebt sich sogar noch, solange die Mahlzeit dauert. Der König lacht von Herzen, je mehr der lustige Gast in seinem Elemente ist.

In dem Augenblick jedoch, da der König die Tafel verlassen will, wirft sich der Nachbar plötzlich zu Füßen des Monarchen: „Verzeihung, Sire, Verzeihung!“ ruft er aus; „dieser Tag ist sicherlich der schönste meines Lebens. Ich erkannte Eure Majestät; ich habe gedient, ich habe für meinen König am Tage von Arques gekämpft und ich habe dem Wunsche nicht widerstehen können, an seiner Tafel zugelassen zu sein. Verzeihung, Sire, auch hierfür; ich wünschte Sie für einige Augenblicke zu erheitern; ich würde das gewiß nicht so gut gekonnt haben, wenn Eure Majestät gewußt hätte, daß Sie erkannt war. Aber, Sire, der Ruhm meines Königs ist mir teuer, und nicht ohne Schmerz kann ich daran denken, wie sehr er dadurch verdunkelt sein wird, daß Sie an Ihrer Tafel einen Possenreißer wie mich zulassen. Ich kenne nur ein Mittel, dem abzuwehren.“

„Und welches ist das?“ fragte der König gespannt.

„Bewilligen Eure Majestät mir das Adelspatent!“

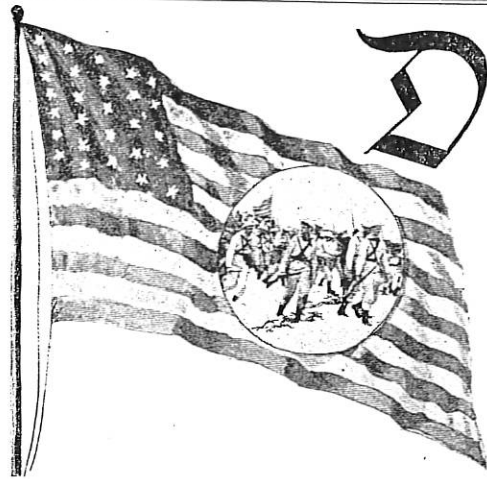
„Dir?“

„Weshalb nicht, Sire? Obgleich ein schlichter Handwerker, habe ich doch ein Herz wie jeder andere; und besonders halte ich mich des Adels für würdig wegen der Gefühle, die ich für meinen König hege.“

„Schon gut, mein Freund!“ unterbrach ihn Heinrich. „Aber was für ein Wappen würdest Du wählen?“

„Meinen Truthahn, Majestät; er hat mir heute Ehre gemacht.“

„Nun, es sei! Du sollst Edelmann sein und sollst den Truthahn als Helmzier tragen!“



Danktags-Allerlei.

Wohlthaten geworden. Er ist auch ein Vereinigungstag für die Familien. Auch sollte der Dankfesttag ein rechtes Fest der Armen sein.

Ein Segen liegt im Danken. „Opfere Gott Dank!“ Es ist eine Erfahrung, die jeder machen kann: bleiben wir am Danken, so bleibt Gott am Segnen. Derjenige hat recht, der gesagt hat: „Der Dank ist auf dem ganzen Gebiete des christlichen Lebens das große Geheimnis des Fortschritts.“ Und derjenige dankt recht, der da dankt „mit Herzen, Mund und Händen“.

Die Vergnügungssucht befeelt leider zu viele Menschen am Dankfesttage. Anstatt daß sie an Gott, den Geber aller guten Gaben, denken und ins Haus Gottes gehen, um einem Dankfesttagsgottesdienste beizuwohnen, denken sie nur an sich selbst, an ihr eigenes Vergnügen und wohnen einem Fußballspiele bei. Die Selbstsucht beherrscht das Herz, anstatt die Dankbarkeit.

Der Diakonissenwatter Fiedner hatte sich schon als junger Mensch ein Selbstprüfungsbuch angelegt, in dem für jeden Abend die Frage stand: „War ich heute auch dankbar?“ Er pflegte zu sagen: „Je mehr man dankt, um so mehr bekommt man zu danken.“ Goethe bekennt: „Ich habe nie gesehen, daß ein tüchtiger Mensch undankbar gewesen wäre.“

Während einer blutigen Verfolgung der Protestanten in England wurde der Prediger Gilpin wegen seines evangelischen Glaubens und Bekenntens auf den Scheiterhaufen geführt. „Kannst Du Gott auch dafür danken?“ fragten ihn seine Henker spottend auf dem Weg zum Tode. „Warum sollte ich nicht? Auch die drei Männer im Feuerofen haben dies gekonnt, und wie jenen dort ist mir einer nahe, den Ihr nicht kennt. O, tut Buße und glaubet an den Heiland Eurer Seelen, denn bald“ — In diesem Augenblick fiel der Wagen um, den die Scharfrichter außer acht gelassen hatten, und der arme Gebundene, der sich nicht helfen konnte, hatte den Fuß gebrochen. „Kannst Du dem Gott der Reher auch jetzt noch danken, der sich so schlecht um Dich bekümmert?“ riefen höhrend seine Peiniger. „Auch jetzt noch,“ antwortete der Dulder unter furchtbaren Schmerzen, „lobe den Herrn, meine Seele!“ Weil man ihn aber doch nicht mit frischgebrochenem Weine verbrennen wollte, brachte man ihn wieder ins Gefängnis zurück, um geheilt zu werden, damit er doch imstande sein sollte, bei der nächsten Reherverbrennung aufrecht zu stehen. Ob er auch dafür dankbar war? Nun, nach einigen Tagen starb die Königin, die blutige Maria, die die Verfolgung veranlaßt hatte, und ihre Stiefschwester, die Protestantin Elisabeth, bestieg den Thron. Sogleich wurden die Verfolgungen eingestellt, und als Gilpin wieder fest auftreten konnte, da war er auch wieder frei. Er dankte dem Herrn für das gebrochene Bein, für das er Freiheit und Leben erhalten hatte.

Die stolzen Halme auf den Feldern sind gefallen, die Lehren ihres Inhalts befreit, und nun wird das Land für eine neue Ernte zubereitet. Mancher Landmann denkt heute gewiß zurück an jene Tage des Frühjahrs, als er mit bangem Fragen die schöne Saat in den Boden senkte. Hitze, Sturm, Hagel und Heuschrecken standen damals vielleicht in seinem Gedächtnis; aber zugleich wandten wohl auch viele ihren Blick nach oben zu dem, der alles in seiner Hand hält. Heute ist mancher Zweifel verschwunden, manches Gottvertrauen wohl besonnen worden; eine große, volle Ernte ist eingesammelt. Nun hat der Herbst seinen Einzug gehalten; bald kommt der rauhe Winter, und dann wohl dem, der wie die Amsie treulich gearbeitet

und nicht die Zeit verknüpft hat! Der Landwirt hat mehr als irgendein anderer Berufsmensch Gelegenheit, Gottes Hand in der Natur zu sehen. Er stößt fast täglich auf Wunder Gottes in seiner Wirtschaft. Das verleiht dem Farmerberuf einen würdigen Stempel. Doch nicht nur der Landwirt sollte Gott den schuldigen Dank für seinen Segen geben: jeder Mensch geht von den Erträgen dieses Herbstes.

Tomaten und Kartoffeln an einer Stauden. Das Kunststück, Kartoffeln und Tomaten an demselben Stod zu ziehen, hat Joseph M. Stephenson, Sekretär der „Agricultural Preparedness League“, fertig gebracht. Im Frühjahr nahm er je fünf Tomaten und Kartoffelsacklinge und pflanzte eine Gattung auf der anderen. Diese Hybriden gediehen vorzüglich. Dieser Tage wurden von einer Pflanze 30 prächtige Tomaten geerntet, und als man nachgrub, fand man an derselben Pflanze einen Kranz schöner Kartoffeln an den Wurzeln. Nächstes Jahr will Stephenson diese wunderbaren Hybriden an Liebhaber verkaufen.

Der Herbst hat begonnen. Obwohl die warme Sonne am Tage ihre Pflichten getreu erfüllt, weht doch abends schon ein kalter Wind über die Fluren dahin. Wie rauscht das Waldbächlein schon recht herblich, nicht wie im Sommer, als es leise rieselte. Die Blätter der Bäume raunen und rauschen sich von ihrem bevorstehenden Geschick traurige Erzählungen zu; sie zeigen uns schon das Bild der Zukunft und kispeln: „Wie bald ist alles dahin geschwunden!“ Ach, wie bald! Noch bietet die Natur eine liebliche Augenweide für uns, denn ein üppiges Grün und vielfarbenes Braun zeigt das Tal und mancher Strauch und Baum. Auch blühen hier und da noch im Garten die Astern, Georginen und Geranien und da und dort ein Röslein. Machen wir am Abend einen kleinen Spaziergang ins Freie. Wie schön ist das Bild, das sich unseren Augen bietet! Nicht von der sengenden Sonne verbrannt lassen in Feld und Garten die Blumen und Sträucher die Blätter weß herabhängen, nein, der reichliche Tau und die kühle Luft haben sie erfrischt und — geknickt! Wie ruhig und still liegt das offene Buch der Natur vor uns! Heute noch sind wir in der Blüte der Jahre, — nur eine kurze Zeit, und ein Herbsthauch weht auch unser Gemüt an, daß es so ruhig und still wird wie ein feierlich schöner Spätsabends. Nicht berauschend und entzündend ist die Natur in ihrer jetzigen Erscheinung, nein, melancholisch, zum In sich Versinken auffordernd und doch so friedlich.

Der Umfang der christlichen Liebestätigkeit in Heidenländern geht aus folgender Statistik hervor: In den Heidenländern gibt es 265 christliche Waisenhäuser mit 20,000 Kindern; 88 Ausfähigen-Asyle mit 7,000 Insassen; mehr als 25 Blindenheime mit 844 Kindern; 109 Antiochium-Asyle mit 2,500 Insassen; 28 Gewerbeheime mit 1,800 Schülern; 15 Wittenheime mit 410 Insassen; zusammen 775 Anstalten mit 52,000 Insassen. Diese Zahlen beweisen mehr als alles andere, wie die Liebe Christi das schreiende Elend der Menschenkinder zu heilen bemüht ist.

Was dir ein hoher Herr verspricht,

Das zähle zu den Träumen

Und merke wohl: Vergißmeinnicht

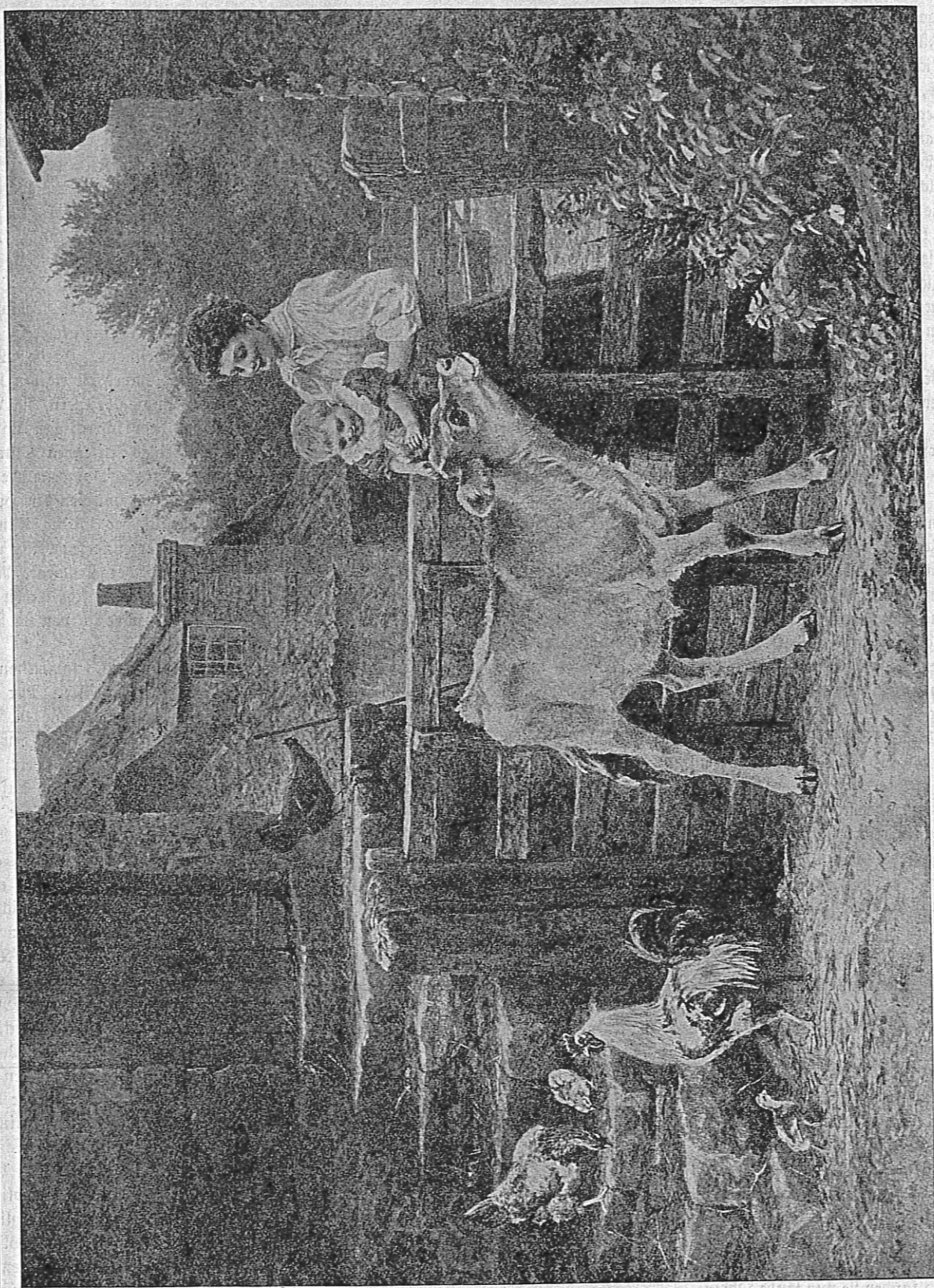
Wächst nicht auf hohen Bäumen.

Die Spinne verzehrt an einem einzigen Tage Nahrung, welche 72mal ihr eigenes Gewicht beträgt. Was müßten wir Menschen alles verzehren, wenn wir auch solch gewaltigen Appetit hätten!

In Bezug auf die Produktion von Bohnen nimmt der Staat Michigan in den Vereinigten Staaten die erste Stelle ein, Kalifornien die zweite, New York die dritte.

Von den 35 verbreitetsten Apfelsorten in den Vereinigten Staaten stehen die Baldwin's mit 13.4 Prozent der Gesamtproduktion an der Spitze, und es folgen Ben Davis, Northern Spy, Winesap und Greening.

Das alte Räucherhaus auf der Farm wurde früher während eines Teils des Jahres als Spielzimmer benutzt. Warum sollten wir nicht auf das selbstgeräucherte Fleisch, wie Schinken, Speck, getrocknetes Rindfleisch und Wurst, zurückkommen können? Wenn man mehr Räucherhäuser auf den Farmen hätte, so würde auch mancher Dollar zu Hause bleiben, der jetzt auf Reisen geht.



Sanges Hut.



Starved Rock.



Für die „Abendschule“ von Professor A. C. Lutzky, University of Arkansas.

Es war im Frühherbste des Jahres 1769. Am Ufer des Illinois-Stromes, ungefähr hundert Meilen südwestlich vom Michigan-See, etwas unterhalb der jetzigen Stadt Ottawa, lag La Bantum, das mächtige Dorf der Illinois-Indianer. Mehr als 600 Hütten und Wigwams bedeckten die Fläche am Ufer entlang, und es war das größte Indianerdorf im Westen, mit einer Einwohnerzahl von mindestens 10,000, von welchen 2,000 Krieger waren.

Die warmen Strahlen der freundlichen Sonne fielen herab auf die bunte Menge der strohbedeckten Wohnungen, und Ruhe und Friede herrschte ringsumher. Kleine Knaben beschäftigten sich eifrig mit Scheibenschießen, die Männer lagen gemächlich ausgestreckt auf dem warmen Rasen, während die Frauen und Mädchen fleißig mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt waren. Das Volk der Illinois lebte im tiefsten Frieden mit aller Welt. Zwar hatte dieser Indianerstamm Pontiac, dem mächtigen Häuptlinge der Ottawas, einst das Versprechen gegeben, ihn in seiner riesenhaften Verschwörung gegen die Weißen zu unterstützen. Die versprochene Hilfeleistung war jedoch fast gänzlich unterblieben, nur wenige der Illinois-Krieger nahmen an dem geplanten Aufstande teil, was Pontiac damals nicht wenig entriestete. Aber dies alles lag schon in der Vergangenheit. Pontiac war ja gänzlich geschlagen worden und schon längst im Süden, im Dörfchen Cahokia, ermordet, wohin er sich nach dem Mißlingen seines Planes geflüchtet hatte. Es war also keine Gefahr mehr vorhanden, durch Pontiacs Rache ihren Treubruch büßen zu müssen. Aber trotz des Gefühles der vollkommenen Sicherheit, dem sich die Nation der Illinois hingab, war doch ein finsternes Schattengebilde aus Pontiacs Grabe hervorgestiegen. Die Stämme der Ottawas, Pottawatomies, Kickapoos und Miamis, welche immer noch grollend daran dachten, daß sich die Illinois an Pontiacs Verschwörung nicht beteiligt hatten, fingen jetzt an den Illinois die Schuld an Pontiacs Ermordung beizumessen. Fürs erste jedoch war der Himmel noch ganz friedlich und heiter, und die leichten Herbstlüfte verrieten nicht im mindesten den furchtbaren Sturm, der sich schon jetzt über dem Haupte der sorglosen Illinois-Nation zusammenzog.

Plötzlich und unerwartet brach das Unwetter über sie herein. Spione der herannahenden feindlich gesinnten Ottawas, Pottawatomies, Kickapoos und Miamis waren im benachbarten Walde entdeckt worden. Fast zu derselben Zeit kam die Meldung, daß eine große Schaar der Verbündeten im Begriffe sei, das Dorf zu überrumpeln. Höchste Bestürzung überfiel nun die Illinois. Männer, Frauen und Kinder liefen hin und her und suchten vergebens nach Sicherheit. Befehle wurden erteilt, aber in der allgemeinen Aufregung fanden sie nur taube Ohren.

Es war spät am Nachmittage, als die feindlichen Stämme in großer Zahl vom Norden und Osten heranzogen und sich mit hoch geschwungenem

Tomahawk und mit gellendem Geschrei auf das in Verwirrung versetzte Dorf warfen. Die Krieger der Illinois hatten inzwischen ihre Fassung einigermaßen wiedergewonnen und erfüllt mit einer todesmutigen Tapferkeit stellten sie sich den wiederholten Angriffen der Feinde entgegen. Es erfolgte eine grausame Mekelei. Erst spät in der Nacht, als es unmöglich geworden war, Freund von Feind zu unterscheiden, trennten sich die gegnerischen Streitkräfte und stellten den Kampf ein.

Daselbe wilde Schlachten wurde am folgenden Tage erneuert. Die verbündeten Stämme griffen den Feind wiederum an und erfüllten das Dorf mit dem wüstensten Schlachtgetöse. Nicht nur auf den offenen Plätzen zwischen den Lagerstätten der Illinois, sondern selbst innerhalb der Wohnungen wütete und tobte das rücksichtsloseste Indianergemekel. Niemand wurde im allgemeinen Morden geschont. Greise, Weiber und Kinder lagen mit zerspaltenem Schädel im eigenen Blute und dicht daneben Hunderte von Illinois-Kriegern, die Blüte der Streitkraft La Bantums. Zu dem schrecklichen Lärmen gesellte sich nun noch das Toben eines rasenden Sturmes. Zuckende Blitzstrahlen warfen eine wahrhaft unheimliche Beleuchtung auf den Walplatz, während der zwischen den Hügeln weithin bröhnende Donner das Geheul der wilden Kämpfer und das laute Gestöhn der zum Tode Verwundeten völlig überstörte. Die eintretende Dunkelheit und der strömende Regen zwangen endlich die Verbündeten, ihre mörderische Arbeit einzustellen und sich für die Nacht auf den nördlich von La Bantum gelegenen Hügel zurückzuziehen.

Die zeitweilige Kampspause ausnutzend, sammelten die Illinois die armseligen Reste ihrer Streitkräfte. Nur noch eine kleine Schaar von 1,200 war übrig geblieben von den Tausenden, welche vor einigen Tagen in dem großen Dorfe gewohnt hatten. Schnell beriet man sich, und bald war auch ein Rettungsplan entworfen. In nicht weiter Entfernung, auf der andern Seite des Flusses, stromaufwärts und bei Tage noch deutlich vom Dorfe aus sichtbar, erhob sich steil aus dem Wasser ein mächtiger Fels. Fast senkrecht auf drei seiner Seiten und auf der vierten nur durch einen schmalen, schwierigen Pfad erreichbar, schien dieser Fels Tausenden von Angreifern Trost bieten zu können. Denn erzählte nicht die Tradition von einer berühmten Festung auf seinem Gipfel in den grauen Tagen der Vorzeit, wo eine kleine Handvoll tapferer Weißen siegreich den wüsten Angriffen der gefürchteten Iroquois sechs Tage lang Widerstand geleistet hatte? Einmal auf jener schwindelnden Höhe, so könnten die Illinois ruhig auf ihren blutdürstigen Feind im Tale herabblicken, bis derselbe, von seiner vergeblichen Belagerung ermüdet, abziehen würde.

Diesem Plane gemäß fuhren die Kanus mit ihren kostbaren Ladungen von Menschenfracht wiederholt durch die sturmempörten Wellen dem jenseitigen Ufer zu, bis endlich nach mehrstündigem Rudern alle Ueberlebenden



La Salle.

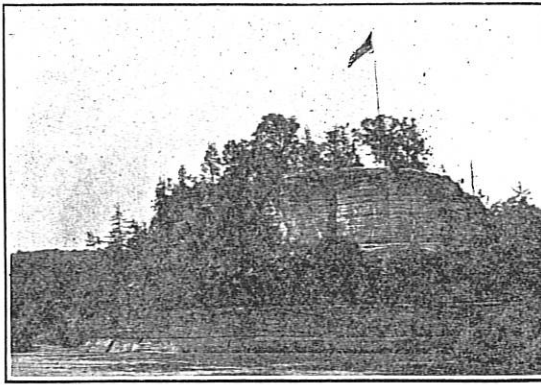
in Sicherheit gebracht waren. Das Werk der Rettung ging ohne Störung vor sich, und schon lange, ehe die Morgen Sonne die Nebel aus den Tiefen vertrieben hatte, waren die Ueberbleibsel des Illinois-Stammes wohlgeborgen hoch oben auf dem Gipfel des Felsens.

Langsam wichen die Schatten der Nacht von den Höhen, tiefer und tiefer sanken sie, bis sie sich endlich gänzlich mit den Wassern des großen Flusses, welcher den Fuß des Rettungsfelsens umspült, vermengten und so allmählich sich verflüchtigten. Mit frühestem Tagesanbruch erneuerten die verbündeten Stämme mit gesteigerter Mut ihren Angriff auf das Dorf, denn gänzliche Ausrottung des sich ihnen so hartnäckig widerstehenden Feindes war jetzt ihre Losung. Doch wie groß war ihre Enttäuschung, als sie inne wurden, daß die stillen Wigwams und Hütten nur von den noch unbegrabenen Toten bewohnt waren! Die Illinois waren entflohen! Aber wohin?

Später berichteten bald über den neuen Aufenthalt des verschwundenen Volkes. Kanus wurden herbeigeholt und die Fahrt über den Fluß in kurzer Zeit und ohne viel Mühe bewerkstelligt. Und nun war der Fels von einer schreienden, lärmenden Schar umgeben. Man traf Vorkehrungen, den Felsen zu ersteigen und das Werk der Ausrottung zu vollenden. Scharen der verbündeten Wilden drängten sich hinauf durch den engen Hohlweg, doch nur, um oben mit dem Tomahawf und der Keule der Illinois begrüßt zu werden. Wiederholt wurden die leblosen Körper der Angreifer auf dem engen Wege zurückgeschleudert. Es schien hoffnungslos, diese mächtige Felsenburg im Sturme zu erobern. Man hielt unten im waldigen Tale einen ersten Kriegsrat, und schließlich wurde ein Plan entworfen, der versprach, ohne Verlust für die Verbündeten die stolze Festung schonungslos in ihre Hände zu überliefern. Jeglicher Angriff auf die belagerten Illinois wurde eingestellt. Mit wohlüberlegter, fast teuflischer List zogen sich die angreifenden Stämme auf die Höhen hinter der unüberwindlichen Felsenburg zurück. Es wurde aber die einzig gangbare Seite der Klippe desto strenger überwacht, um jedem Fluchtversuch der Feinde vorzubeugen. Ruhig und in gewisser Zuversicht überließ man die weitere Führung des Krieges einem neuen Verbündeten, an den man bisher nicht gedacht hatte, der aber unter den gegenwärtigen Umständen den Sieg sicher erringen würde — nämlich der Hungersnot.

Die ahnungslosen Illinois waren fürs erste mit Freude erfüllt über den scheinbaren Erfolg ihres Planes. Ein halbes Duzend Krieger konnte den schmalen Zugang gegen eine zehnmal größere Zahl von Angreifern behaupten. Ein Gefühl der vollkommensten Sicherheit erfüllte die so schwer bebrängte Indianernation, ein Gefühl, welches noch erhöht wurde durch den merkwürdigen Gegensatz zu den furchtbaren Schrecken der vergangenen Tage. Es war eine wahrhaft herrliche Ruhepause. So konnte man nun in seiner uneinnehmbaren Zufluchtsstätte ausharren, bis der Feind von seiner fruchtlosen Ueberwachung ermüdet und abzüge.

Aber wie, wenn der Feind nicht ermüdete? Wenn er an seinem Vorhaben festhalten sollte, einen Tag lang, zwei Tage, drei Tage, eine Woche! O weh, dieser Gedanke war dem flie-



Starved Rock.

henden Stämme nicht in den Sinn gekommen, als er den Felsen als einen Rettungsort begrüßte! O wie leicht könnte nicht der vermeintliche Rettungsfelsen zu einem Hungersfelsen werden! Denn schon jetzt meinten die kleinen Kinder um Brot und Wasser, und die Eltern konnten ihnen ihre Bitte beim besten Willen nicht gewähren. Die geringen Vorräte, die man bei der jähren Flucht aus dem Dorfe mitgenommen hatte, waren bald verzehrt, und weitere konnten nicht herbeigeschafft werden. Man machte

Versuche, Wasser aus dem Fluße zu schöpfen mittels eines Büffelhornes, das man am Ende eines langen Seiles am Felsen hinabließ. Aber die feindliche Wache, die unten auf einem engen Felsvorsprung lauerte, durchschnitt das Seil, noch ehe das Gefäß das Wasser erreichte. Auch genügte ein plötzlicher Ruck an dem herabgelassenen Seile, um den unvorsichtigen Illinois-Krieger über den Rand des Felsens hinabzuziehen. Tag um Tag verging, und die Leiden des belagerten Stammes wuchsen zur schrecklichen Marter. Im Anblick der schönen Wiese unten mit ihrer reichen Ernte von goldenen Aehren, sowie der hübschen Gärten, der "caches" von Vorräten und der ruhig dahingleitenden Fluten des klaren, funkelnden Illinois-Stromes verschmachtete die bedauernswürdige Indianernation oben in ihrer unantastbaren Sicherheit. Greise und alte Weiber, schwach und abgemagert, verkrochen sich unter die Zweige der Zwergtannen, um ihr Leben auszuhauchen. Andere taumelten umher mit hoffnungslosem Wehklagen. Weiber mit verstörtem Sinn warfen ihre Kindlein den Felsen hinab oder zerschmetterten ihnen den Schädel und verschlangen gierig das Fleisch der Getöteten. Noch andere, welche einen schnellen Tod einem langsamem Dahinsiechen vorzogen, sprangen von der Höhe des Felsens hinab. Ihre Körper schneitten von Klippe zu Klippe, bis sie zuletzt leblos und bis zur Unkenntlichkeit entstellt unten im Fluße anlangten. Etliche Wassergeier, jene scharfzitternden Verkünder des Todes und der Verwesung, schwebten schon in weiten Kreisen über der schauerlichen Stätte. Sie wagten noch nicht herabzukommen, standen aber in voller Bereitschaft, zeitig niederzustürzen, um sich ihres Anteiiles an der gräßlichen Beute zu bemächtigen.

Nicht die ganze Besatzung des Felsens jedoch ging zu Grunde. Elf der kräftigsten Krieger machten, durch die Dunkelheit der Nacht geschützt, einen erfolgreichen Ausbruch und langten glücklich unten am Ufer des Flusses an. Dort sprangen sie in die Kanus, die sie von ihrem hohen Sitze aus erspäht hatten, und flüchteten in aller Eile den Fluß hinunter.

Die übrigen, welche durch Hunger und Entbehrung geschwächt zurückgeblieben waren, kamen elendiglich um. Am Ende der Belagerung erklangen die verbündeten Stämme den Felsen und erschlugen mit dem Tomahawf und der Kriegskeule die wenigen bis zu Skeletten abgemagerten Verteidiger, die sich zu einem letzten hoffnungslosen Widerstande aufrafften. Dies war das traurige Ende des einst so mächtigen und volkreichen Stammes der Illinois.

So erzählt die Legende betreffs der Benennung des sonderbar geformten Felsens, der so jäh aus den Wassern des Illinois-Flusses emporsteigt. Seit jenem verhängnisvollen Ereignis ist der Felsen allgemein bekannt als Starved Rock.



Aussicht vom Starved Rock nach dem Osten.

Manche Punkte der vorstehenden Erzählung sind allerdings von Zeit zu Zeit angezweifelt worden; die Grundzüge der traurigen Geschichte werden aber von der indianischen, französischen und amerikanischen Tradition vollkommen bestätigt.

Fast ebenso interessant und zudem auf unanfechtbarer historischer Ueberlieferung beruhend ist die Geschichte der Besetzung des Felsens durch die Franzosen, ein ganzes Jahrhundert vor der Auszuhungung der Illinois. Es war im Jahre 1673, als der Felsen zum erstenmal von Weißen gesehen wurde. Die beiden wackeren französischen Forscher Joliet und Marquette kehrten eben von der Entdeckung des Mississippi-Stromes zurück, und indem sie den Illinois-Fluß hinaufstiegen, fielen ihre Augen mit Bewunderung auf den majestätischen Felsen, der sich so schroff aus dem Wasser emporhob. Doch ihre Entdeckung blieb zur Zeit unbeachtet. Wieder aber finden wir den Felsen erwähnt in der Lebensgeschichte La Salles, des anderen wohlbekannten französischen Forschers, der so viel dazu beitrug, seinem Lande ein Anrecht zu geben auf das weite Gebiet, welches von dem Mississippi und seinen Nebenflüssen bewässert wird. Während des Winters von 1679—80 drang La Salle unerschrocken von Canada durch die tiefe Wildnis bis an den Illinois-Fluß. Hier bestieg er mit Tonti und seiner Mannschaft den steilen Felsen, fällte die Bäume, welche den Gipfel bedeckten, warf Erdwälle auf und baute eine starke Festung mit Wohn- und Vorrathshäusern. Die Arbeit war im Jahre 1682 beendet, und man nannte die Festung Fort St. Louis.

La Salles indianische Bundesgenossen kamen herbei und ließen sich im schützenden Schatten der starken Burg nieder. Ansiedler wurden von Canada herangezogen, und die Ansiedlung, die sie am Fuße des Felsens anlegten, bildete nach der geschichtlichen Ueberlieferung die erste permanente Kolonie der weißen Rasse im Mississippi-Tale. Verbunden durch gemeinsamen Ackerbau und Tauschhandel arbeiteten die Weißen und die Indianer unter La Salles kluger Leitung in bestem Einvernehmen, und Fort St. Louis wurde eine der größten Pelzhandelsstationen des Westens. Wild von fast jeglicher Art streifte in großer Zahl im Walde und auf den Ebenen umher: Büffel, Hirsche, Bären, Truthühner und sonst noch allerlei Land- und Wassergeflügel. La Salle nannte öfters die Illinois-Gegend ein irdisches Paradies. Zu wiederholten Malen, so berichten uns die alten Ueberlieferungen, wurden Tänze und ähnliche Festlichkeiten auf dem Felsen abgehalten, wobei der

große Saal der Festung von Musik und Gesang widerhallte und feine Damen aus den vornehmsten Kreisen Montreals dem Festgepränge einen für diese Wildnis ganz ungewohnten Glanz verliehen. Diese Zeit war der Höhepunkt von La Salles Erfolg. Seine Hoffnung, das große Gebiet westlich von dem Alleghany-Gebirge zu behaupten, versprach nun bald in Erfüllung zu gehen. Er herrschte fast wie ein mittelalterlicher Lehnsherr.

Das Geschick La Salles und der Festung erlitt jedoch gar bald eine Veränderung. La Salle verließ das Illinois-Gebiet und reiste nach Europa, um

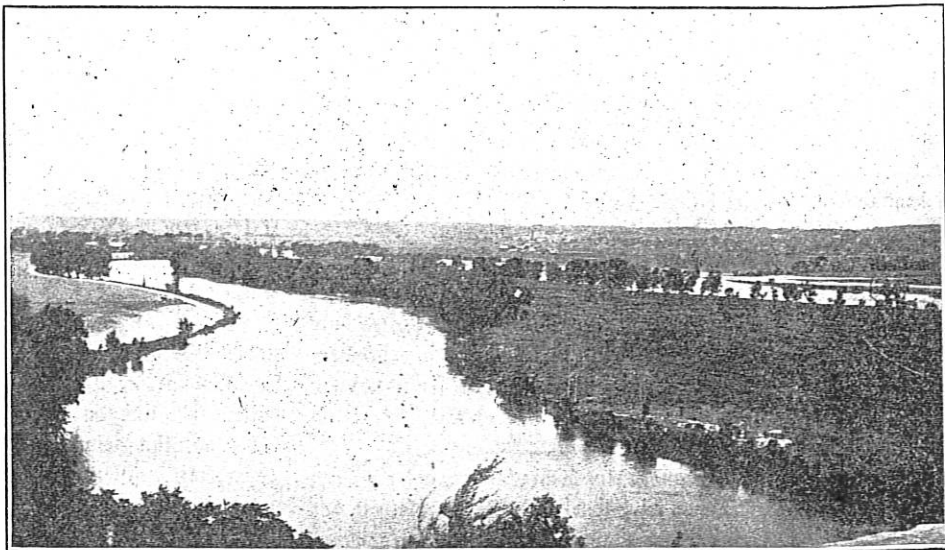
in Frankreich sein Ansehen zu befestigen und den König für seine Unternehmungen günstig zu stimmen. Bald nachher unternahm er seinen unglücklichen Ansiedlungsversuch am Golfe von Mexiko, wobei er sein Leben einbüßte. Tonti, welcher die Oberbefehlshaberstelle im Fort St. Louis erhalten hatte, harrete unterdessen in einer denkwürdigen Belagerung der Festung durch plündernde Iroquois tapfer aus. Gerüchte von dem Herannahen der feindlichen Wilden waren Tonti noch zeitig zu Ohren gekommen, so daß er seine Festung in Bereitschaft setzen konnte. Er sandte auch sofort nach Madinac, um Hilfe herbeizurufen. Die Iroquois aber überfielen ihn, noch ehe sein Hilfesuch in Madinac angekommen war. Ungleich den törichten, verwirrten Illinois-Indianern ein Jahrhundert später, sah Tonti darauf, daß seine wackere kleine Mannschaft mit genügenden Speisevorräten versehen war, so daß sie auch einer längeren Belagerung ruhig und mit guter Zuversicht entgegensetzen konnte. Die Iroquois erschienen am 20. März 1684 und bestürmten sechs Tage lang die Feste. Aber endlich des ergebnislosen Tobens müde, hoben sie die Belagerung auf und kehrten in ihre Heimat nach New York zurück. Dies war das letzte Mal, daß sich die Iroquois in den westlichen Wäldern zeigten.

Nach dieser Zeit verschlimmerten sich die Angelegenheiten des Fort St. Louis und der Ansiedlung ganz merklich. Es erhoben sich Mißverständnisse zwischen Tonti und dem Gouverneur von Canada, besonders in betreff des neuen Befehlshabers, der vom Gouverneur gesandt wurde, um Tonti zu verdrängen. Dazu kam noch Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen der Wilden, auf deren Zusammenhalten die Verteidigung der Festung gegen feindliche Stämme beruhte. Gegen Ende des Jahrhunderts zog Tonti nach dem Süden, wo er 1704 am gelben Fieber gestorben sein soll. Die Tradition erzählt jedoch, wie er viele Jahre später zurückkam, um in der Festung, die er so tapfer verteidigt hatte und die er so innig liebte, seinen letzten Atemzug zu tun. Man zeigt dem Reisenden heute noch den genauen Fleck am Fuße des Starved Rock, wo angeblich der biedere Forscher unter einer mächtigen Ulme begraben liegt.

In demselben Jahre, in welchem Tonti gestorben sein soll, überfielen, so berichtet eine Indianerfage, die Illinois-Indianer die Feste, die ihnen so viele Jahre hindurch sicheren Schutz geboten hatte, und brannten dieselbe nieder. Die Kolonie wurde aufgegeben, und ein Missionar, der den Ort der Zerstörung im Jahre 1721 besuchte, fand nichts mehr vor als die

paar verkohlten Ueberreste jener Ansiedlung, die viele Jahre vor der amerikanischen Revolution der Schauplatz tapferer Verteidigung und ausgelassener Festlichkeit gewesen war.

Starved Rock bietet noch heute, wie einst, einen imposanten Anblick. Scheinbar der wichtigen Rolle sich bewußt, die er in den Wirren der Indianerkriege und unter der französischen Herrschaft gespielt hat, erhebt der Fels sein Haupt stolz gegen Himmel. Fast senkrecht aus dem Wasser bis zu einer Höhe von 125 Fuß emporragend, hebt er sich in klaren Umrissen von den umgrenzenden waldbedeckten Hügeln ab. Er ist beinahe kreisförmig, und sein Gipfel ist mit einer Anzahl Tannen und Zwergeichen bedeckt. Nach dem Norden, Osten und Westen erblickt man das prächtige, vor den Augen weit ausgebreitete Panorama des Flusses, grüner Inseln und blühender Felder, bis in der Ferne der Ausblick durch waldige Berge geschlossen wird. Nach dem Süden, auf der einzig ersteigbaren Seite des Felsens, schaut man hinab in eine tiefe Schlucht, die mit Eichen, Walnußbäumen und Ulmen dicht bewachsen ist. Im Tale schlängelt sich ein kleiner Bach dem Strome zu, während sich im Hintergrunde fast in einem Halbkreise ein stattlicher Höhenzug erhebt, der mit einem wahren Reichthum von Gehölze bedeckt ist.



Aussicht vom Starved Rock nach dem Westen.

In der umliegenden Gegend befinden sich zahllose Schluchten und sogenannte „Canyons“, welche den eigentümlichen Reiz des Ortes noch erhöhen.

Seit der Schaffung des „Starved Rock State Park“ ist der berühmte Felsen mitsamt den sehenswürdigsten „Canyons“ Eigentum des Staates geworden. Starved Rock wird daher ohne Zweifel noch lange bestehen als ein Denkmal der unermüdblichen Energie La Salles und Tontis und als ein Grabmal jenes großen Indianerstammes, der hier zu Grunde ging und diesem höchst romantischen Plaze einen romantischen Namen verlieh.



Dankfest.



„Mütterchen, Hanna Bloch sagt, morgen sei Dankfest; was ist das?“ fragte wispernd das kleine siebenjährige Lottchen und blickte dabei scheu nach dem Tische, wo ihr Vater, ein unverbesserlicher Trunkenbold, mit auf den Arm gelegtem Kopfe zu schlafen schien. Er war heute ungewöhnlich früh, bald nach einbrechender Dunkelheit, taumelnd ins Zimmer getreten und hatte sich, ohne ein Wort zu sagen, an den Tisch gesetzt. Ein Blick durch die Stube genügte, um sich von der gänzlichen Verarmung der Familie zu überzeugen. Obgleich draußen ein kalter Wind durch die Straße fegte, saß die arme Frau, ohne einen Funken Feuer in dem kleinen, halbzerbrochenen Ofen zu haben, bei dem schwachen Scheine eines Lämpchens und nähte so eifrig, als ihre kalten Finger und rotumrahmten Augen es zulassen wollten.

„Dankfest?“ entgegnete die Mutter wehmütig, wohl in Erinnerung früherer Zeiten. „Du weißt doch, daß wir Gott danken müssen.“

„Ach, Mütterchen, ich bin so hungrig,“ fiel die Kleine schnell ein.

Die Frau stand seufzend auf und holte aus dem Wandschrank ein Stückchen trocken Brot, vielleicht das letzte, und reichte es ihrem Lottchen, das auch sogleich munter einbiß.

„Weißt Du denn, woraus das Brot gemacht wird?“ fuhr die Mutter fort.

„Ja, aus Mehl,“ war die Antwort.

„Und das Mehl kommt von Körnern, die draußen auf dem Felde wachsen. Aber wer läßt alles aus der Erde wachsen? Weißt Du das noch?“

„Ja, der liebe Gott.“

„Richtig. Nun siehe, da ist doch der liebe Gott recht gütig. Müssen wir ihm nicht dafür danken?“

„Hahaha!“ fiel da plötzlich der Mann ein, indem er seinen Kopf mühsam aufrichtete, daß man in sein dunkelrotes, aufgedunsenes Gesicht sehen konnte, daß er zu einem häßlichen Grinsen verzerrte. „Danken?“ lachte er höhniisch, „danken? Wofür denn? — wofür sollen wir danken? Wir haben nichts. Ja, Ihr könntet Dankfest halten — hahaha! — wenn ich gleich weg wäre. Aber — hihhi — ich sterbe nicht, — ich will noch trinken, trinken, tr . . .“ Da ließ er den Kopf wieder auf den Arm fallen.

Mutter und Kind verhielten sich still. Die Kleine schlief halb, den Kopf an den Schoß der Mutter gelehnt, ein. Die Mutter nähte fort, bis das Stück fertig war. Alles war still ringsum, als sie sich endlich erhob und das Kind auf ihr Strohlager bettete. Dann trat sie furchtsam an ihren Mann heran, um ihn durch Bitten dahin zu vermögen, sich niederzulegen. Aber das hielt heute härter denn je. Sie ergriff seine Hand, — die war kalt und steif; das Gesicht ebenso, — Gott hatte ihn beim Wort genommen: „Ihr könnt Dankfest halten, wenn ich gleich weg wäre.“

Er war weg, der Herr hatte ihn abgerufen! Die arme Frau sank auf die Kniee und betete. Dann ging sie und holte die Nachbarin. Eine gute Frau, die gegenüber wohnte, nahm sie mit Lottchen in ihr Haus.

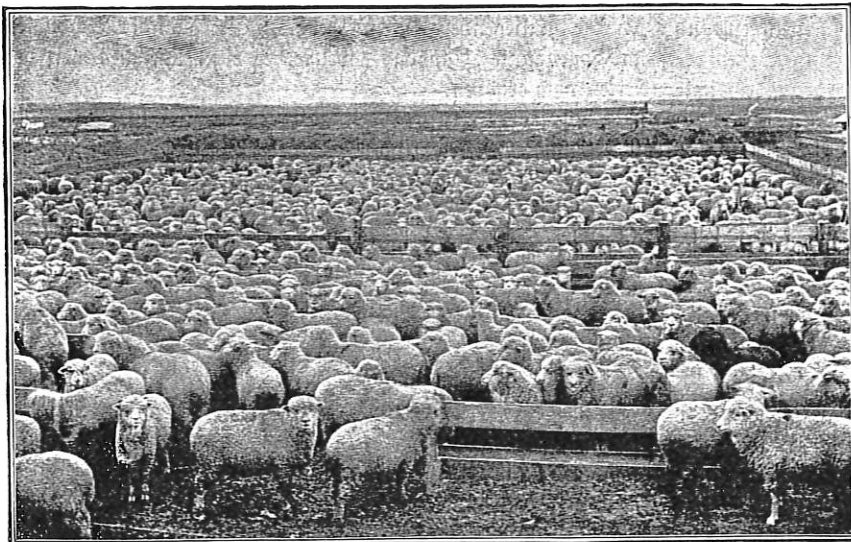
Am anderen Tage feierten sie in der Kirche ihr Dankfest, in der vollsten Ueberzeugung, daß nur der Herr weiß, was das

beste ist. Ein wohlhabendes Kirchenmitglied nahm die beiden in seine Familie auf, so daß es von da an nichts mehr fehlte, und jedes künftige Dankfest feierten sie in dem vollen Bewußtsein, daß Gott zu seiner Zeit alles wohl hinausführt. Wie dankbar sollten aber doch alle Kinder sein, die im Kreise frommer Eltern und Geschwister Dankfest feiern können und an keinem Guten Mangel haben?

„Nun danket alle Gott.“

Dieses Lied ist so recht zum deutschen Volksliede geworden. Kein Lied ist so oft aus dem Munde des Volkes als Weihegesang fast bei jeder bedeutenderen Festlichkeit erschollen, und keins ertönt jetzt noch so oft bei Dank- und Freudenfesten in der Gemeinde und in der Familie, in der Kirche und im Hause als dieses gefeierte Lied.

Es wird erzählt, daß auf einem Schlachtfelde, als ringsum Verwundete und Sterbende stöhnten und die Dunkelheit der Nacht alles noch schauerlicher machte, ein Soldat auf einmal laut und feierlich anfang zu singen: „Nun danket alle Gott.“



Eine Schafherde in ihren Hürden.

Bald fielen andere ein, und in wenig Minuten sang das ganze Heer das herrliche Loblied mit.

Der ehrwürdige Bischof der Brüdergemeinde, Spangenberg, ließ sich als 88jähriger Greis, wenige Wochen vor seinem Tode, auf seinem Stuhle auf das Weizenfeld zu Berthelsdorf unter die Menge der Schnitter tragen. Nachdem sie sich in einem Kreise um ihn gesammelt hatten, hielt er an sie eine Ansprache und ermahnte sie, Gott für den reichen Erntesegen zu danken. Nach dieser Rede stimmte er mit ihnen das herrliche Lied an: „Nun danket alle Gott,“ ließ hierauf Speise und Trank unter sie verteilen und gab ihnen zuletzt seinen Segen, so daß sie sich der Tränen nicht erwehren konnten. Er aber kehrte fröhlich und wohlgenut in seine Krankenstube zurück, welche er nun nicht mehr verlassen konnte und von welcher er bald zur ewigen Heimat abgerufen wurde. Möge auch jeder unserer Leser in diesen Tagen von Herzen singen: „Nun danket alle Gott.“

Ursache zu danken hat auch der Aermste.

Es war bald nach Beendigung des Bürgerkrieges, erzählt ein Schreiber, da kam ich einst am Tage vor dem Dankfesttage in eine jener elenden Hütten, welche drunten in Missouri den Schwarzen zur Wohnung dienten. Auf elendem Lager

von Kornstroh lag ein alter kranker Neger, siech und abgezehrt am ganzen Körper, aber noch brünstig im Geiste und heiteren Gemütes. Ich wollte den Alten trösten in seiner hilflosen Lage; aber ehe ich noch zum Worte kam, deutete er schon triumphierend nach dem Tische und wies grinsend seine Stocade von Zähnen. Ich wandte mich um und sah dort einen mageren, halbgerupften, jungen Truthahn liegen, dessen gebundene Beine in die Luft ragten.

„Wie kommst Du zu diesem Truthahn, Sanders?“ fragte ich.

„Hoff’ nicht, Massa denkt, ich alter Mann hätte ihn gestohlen! No, no, Sir! Säm, mein Bub, hat ihn gefangen. Der Gohnör (Gouverneur) hat proklamiert, daß man Danktag halten soll, und da hab’ ich auf mich selbst acht gegeben, und Säm hat ihn gefangen. Hab’ ich zu ihm gesagt, sag’ ich: ‚Säm, wir müssen danken,‘ und geht der Junge auch fogleich und fängt seinem alten Dab (Water) den Turkey — merkwürdiger Junge, der Säm!“ Dann fuhr der Alte noch fort, als wäre er im Selbstgespräch, mich gar nicht beachtend: „Ich achte den ’merican Abler; ein edler Vogel das, aber wenn Dankfesttag kommt, wo bleibt dann der Abler? Dann sag’ ich zu meinem Sohn: ‚Säm, der Gohnör hat proklamiert, wir müssen danken, und da geht ein Turkey über zwei Abler!‘ Praise de Lo’d!“

„Aber was habt Ihr arme Geschöpfe denn, wofür Ihr danken wollt?“ fragte ich ihn.

„Was?“ fragte der Alte, sich auf den Ellbogen aufrichtend und mich verwundert anblickend: „Hab’s meiner Lebtag gehört, es fehle dem Weißen einer der fünf Sinne. Was wir zu danken haben? Ich bin frei, und so ist mein Sohn Säm; Sir — Modder starb im Süden, Säm und ich sind hier und sind frei; ich bin krank, aber der Gohnör hat proklamiert, mein Säm hat den Turkey gefangen, und wir danken morgen, wenn auch alle Hofenträger brechen. Wir sind freie Bürger, und wir sind auch mächtig froh und dankbar.“

Dies und Das.

— Scherzfrage: Warum tragen Militärmusiker kein Gewehr? Weil es heißt: „Spiele nicht mit Schießgewehr.“

— Scherzfrage: Worin gleicht ein Stiefelpuher einem Schulmeister? Beide berechnen nichts extra für angewandte Wische.

— Lehrer: „Nun, wie heißt das bekannte Bismarcksche Wort: Wir Deutschen — nun?“ Schüler: „Wir Deutschen trinken immer noch eins.“

— Höhere Töchterchule. Lehrer: „Also Lamerlan, Alexander der Große, Karl der Große, Napoleon, alle diese waren berühmte Eroberer. Können Sie mir vielleicht noch einen nennen, Verta Liebreich?“ Verta: „Don Juan!“

— Entschuldigungszettel. „Zehrer! Sie haben meinen Friß bestraft, weil er Ihnen nie anfiekt; mein Friß kann Ihnen nicht anfieken, indem daß er schielt, wenn also der Junge Ihnen nicht anfiekt, dann kiest er Ihnen doch an, Litte darauf zu achten.“

— Die natürlichen Waffen der Tiere wurden in der Schule besprochen. Das wehrhafteste Tier, meinte der kleine Pietich, sei heute der Uhu. „Gewiß,“ sagte der Lehrer, „auch der Uhu ist wehrhaft, durch Schnabel und Krallen.“ „Ja, Herr Lehrer, er hat vorn und hinten ein U.“